

# VÖGELEKULTUR BULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

Ein  
**K**Knacks  
im Leben  
Wir scheitern...  
und wie weiter?

Die Ausstellung.  
20.11.2016 – 26.3.2017



«Es gibt mehr Leute,  
die kapitulieren, als solche,  
die scheitern.»

Der Unternehmer und Visionär **Henry Ford (1863–1947)** etablierte die Fliessbandproduktion in der Automobilherstellung und revolutionierte mit seinem «Model T» die amerikanische Industrie.

## Inhalt

5  
**weitergehen!**  
Monica Vögele

6  
**Plädoyer für eine Kultur des Scheiterns**  
Simone Kobler, Ulrike Wehner,  
Theo Wehner

10  
**Störfall Mensch**  
Ludwig Hasler

14  
**Über Verlierer – und tragische Helden**  
Alain de Botton

15  
**Ein Wort und seine Herkunft**  
Ulrike Wehner

17  
**Grenzen überschreiten**  
Stephanie Ringel interviewt  
Daniel Hunziker

18  
**Wer nie scheitert, wagt nichts**  
Natascha Knecht

21  
**Gruppentherapie mit Spassfaktor?**  
Claudia Langenegger

24  
**Das stumme Scheitern**  
Sebastian Kunert

26  
**«Beflügelt von dieser Kraft»**  
Franz-Xaver Hiestand

31  
**Erzählen, um besser zu verstehen**  
Brigitte Boothe

32  
**Wie gelingt das Leben?**  
Jonas Balmer

36  
**Pleitiers an den Pranger?**  
Dorothee Guggenheimer

37  
**Der letzte Triumph**  
Yvonne-Denise Köchli

39  
**Gestärkt aus der Krise**  
Isabella Helmreich

42  
**Es gibt da jemanden**  
Fiona Ehlers

46  
**Rückblick auf die Vernissage  
WER BIN ICH?**

48  
**40 Jahre Vögele Kultur Zentrum  
Programm**

### In der Ausstellung zeigen 18 Künstlerinnen und Künstler ihre Werke. Ein Auszug:

- 4 Anna Jermolaewa
- 13 Heike Bollig
- 23 Pascal Häusermann
- 28 Teresa Margolles
- 35 Silvio Lorusso
- 41 Asta Gröting
- 44 Haubitz + Zoche

### Infos zur Ausstellung und zum Vögele Kultur Zentrum:

- 48 Veranstaltungen, Führungen
- 50 Abos, Anfahrt, «Gut zu wissen», Kontakt

### Lesen Sie auch online zum Thema «Scheitern»:

Bruchlandungen sind neuerdings «in». Ökonomische und persönliche Niederlagen werden gerne als Erfolge vermarktet. Die Philosophin Rebekka Reinhard plädiert in ihrem Text «An die Wand – und durch!» dafür, das Trendthema differenzierter zu betrachten:  
[www.voegelekultur.ch](http://www.voegelekultur.ch)



Anna Jermolaewa. 3 min. *Überlebensversuche*, 2000. Video, 3:00 min. Videostill: Anna Jermolaewa.  
*Werk in der Ausstellung*

## Aus der Bahn geworfen

In der Videoarbeit *Überlebensversuche* von Anna Jermolaewa geraten vierzehn Stehaufmännchen durch eine unsichtbare Kraft so stark in Bewegung, dass sie immer heftiger hin und her pendeln, bis sie eins nach dem anderen aus dem Bild fallen. Das Geräusch des Aufpralls ausserhalb des sichtbaren Bereichs lässt vermuten, dass die Figuren wohl nie mehr aufstehen werden.

Stehaufmännchen werden wegen ihrer Eigenschaft häufig als Symbol für Resilienz gewählt – sie finden immer in ihre auf-

rechte Position zurück. So wird der Begriff «Stehaufmännchen» für Menschen verwendet, die eine hohe Widerstandsfähigkeit besitzen und sich durch Niederlagen und Misserfolge nicht entmutigen lassen.

In Anna Jermolaewas Videoarbeit irritiert der starre Gesichtsausdruck der Puppen mit dem eingefrorenen Lächeln angesichts des drohenden Endes umso mehr. Die Spielzeugfiguren werden zu Sinnbildern menschlicher Überlebensstrategien und symbolisieren gleichzeitig resignierte Persönlichkeiten. *sk*

**Anna Jermolaewa** [\*1970, St. Petersburg] thematisiert in ihren Fotografien, Videoarbeiten und Installationen Macht- und Kontrollsysteme und setzt sich kritisch mit unserer Konsumwelt auseinander. Die Künstlerin flüchtete 1989 aus politischen Gründen von St. Petersburg nach Wien, wo sie bis heute lebt und arbeitet.

# weitergehen!

Monica Vögele

---

An unseren Ausstellungsthemen interessiert mich vor allem das Unmittelbare. Jene Aspekte, denen sich keiner entziehen kann – die eigentlich jeden Besucher betreffen und somit auch betroffen machen.

So glaubte ich auch lange, dass jeder von uns einige, mehr oder weniger bedeutende, Geschichten über eigenes Scheitern erzählen könnte. Scheitern, so kraftvoll und destruktiv das Wort auch klingt, kann man ja auch im Kleinen, Stillen, im Alltag. Der eine sieht sein Verfehlen eines Zieles nur als Fehler oder Stolperer an, ein anderer wertet dieselbe Situation in seinem Leben als dramatisches Scheitern. Somit gab es wohl schon in jedem Leben einen Knacks, eine Zielverfehlung, die dem Weitergehen eine neue Richtung vorgab. So wird sich doch jeder durch das Thema Scheitern angesprochen fühlen. Ich wurde eines Besseren belehrt.

Ich liebe es, mit jungen Menschen über unsere Anliegen, unsere Themen zu diskutieren. So frisch und frei und ungefiltert werden da hochspannende Ansichten geäussert, die ich in meinem Alter oftmals gar nicht mehr nachempfinden kann, vielleicht auch nicht muss. Wenn ich nun in den letzten Monaten das Gespräch auf das Scheitern brachte, schauten mich 20- bis 30-Jährige in Diskussionsrunden meist mit grossen, fragenden Augen an. Was ich damit meine? Sie würden die Problematik nicht sehen. Wenn man den Numerus clausus nicht geschafft oder die Lehrstelle verloren hat, der Führerausweis noch immer nicht vorliegt oder die Freundin plötzlich die gemeinsame Wohnung verlässt, ja, dann ist es halt dumm gelaufen. «It sucks» – wie die Amerikaner sagen würden. Aber da gleich von Scheitern zu sprechen? Das scheint auf dem Radar der nächsten, bestimmt aber der übernächsten Generation nicht vorhanden zu sein.

In einer Welt, in der die Grosszahl der Menschen eine extreme Selbstdarstellung sucht, möglichst viele Likes anstrebt, alles und jeder getoppt werden muss, in dieser Welt gibt es zwei Möglichkeiten: man übertrumpft auch noch die Versagergeschichte und wirkt dadurch unter seinesgleichen cool... oder man wird ganz einfach gleichgültig. Jeder erlebt schliesslich Zielverfehlungen, was solls! Am besten keinen Gedanken daran verlieren und einfach wie gehabt weiterlaufen, weiterposten, weiter-scheitern. Wie lautete doch die Teenager-Weisheit auf der Prinzessinnen-Tasse meiner Tochter: «Umfallen, aufstehen, Krönchen richten und weitergehen.»

So abgestumpft das wirken mag und in meiner Generation vielleicht auch das eine oder andere Bedauern über die heutige, vermeintlich unbelehrbare Jugend auslöst, so ist dieses Extremverhalten auch sehr kostbar. Denn nur durch radikale Positionen werden Zustände in den Fokus

gestellt und somit die Möglichkeit eröffnet, etwas Festgefahreneres zu ändern. Es ist an der Zeit, unsere Fehlerkultur zu hinterfragen.

Nein, ich glaube nicht an ein Verherrlichen von wiederholtem Scheitern im Sinne: Nur durch scheitern wird man gescheiter. Aber ich glaube, dass in unserer Kultur das Zielverfehlen, das Sich-Irren oder Versagen immer noch mit einem zu grossen Gesichtsverlust einhergeht. Die Ausstellung *Ein Knacks im Leben. Wir scheitern... und wie weiter?* und die Beiträge in diesem Bulletin richten den Scheinwerfer bewusst auf eine Tatsache: Nur wer handelt, kann scheitern. Unser Augenmerk sollte vermehrt auf das Handeln, das Aktive, das Kraftvolle gerichtet werden – bei eigenen Zielverfehlungen und bei denen anderer. Jedem Scheitern liegt schliesslich Mut zum Handeln zugrunde.

Wenn wir uns auf das Positive konzentrieren, werden wir auch versöhnlicher. Und dies, liebe Leserinnen und Leser, ist heute absolut notwendig. Wir leben in einer Zeit mit unglaublichem Leistungsdruck. Öffnen wir doch etwas das Ventil und schaffen dadurch wieder mehr Freiraum für innovatives, gestalterisches, nicht immer nur auf Erfolg ausgerichtetes Handeln. ●



Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele. Sie leitet das Vögele Kultur Zentrum.

# Plädoyer für eine Kultur des Scheiterns

**Nur wer handelt, kann sich irren und Fehler begehen.** Unsere Leistungsgesellschaft hat Erfolg als Massstab definiert. Dabei geht es darum, eine emanzipierte Haltung zu finden, um mit Fehlschlägen umzugehen und zu leben. Wie das gelingen kann, beschreiben die Kuratoren Simone Kobler, Ulrike Wehner und Theo Wehner.

Wenn Ideen, Projekte oder grosse Vorhaben nicht erfolgreich umgesetzt werden, sondern als gescheitert zu betrachten sind, sprechen Philosophen beispielsweise vom Erkenntnisirrtum, Politologen vom Staatsbankrott, Volkswirte vom Konkurs, Soziologen vom gesellschaftlichen Abstieg oder gar vom sozialen Tod und Psychologen von Fehlentscheidungen, Kompetenzdefiziten, Fehlern, Irrtümern, vom Misserfolg, Karriereverlust, mitunter auch vom Burnout. Abgesehen von wissenschaftlichen Termini für existenzgefährdende Problemlagen hat alltagsprachlich die Rede vom Scheitern seit Jahren Konjunktur. Auch wenn in einem solchen Fall Vorsicht geboten ist, weil die differenzierte Betrachtung verloren gehen kann, lässt sich in Medien und Kunstausstellungen seit den 1990er Jahren überwiegend ein aufklärerischer Beitrag, ein Beitrag zur Enttabuisierung des Phänomens erkennen.

Im Kuratorenteam des Vögele Kultur Zentrum kam das Interesse am Thema aus verschiedenen Perspektiven zusammen: aus der langjährigen Auseinandersetzung mit der psychologischen Fehlerforschung (Theo Wehner), aus der pädagogischen und künstlerischen Praxis (Ulrike Wehner) und der kunsthistorischen Perspektive (Simone Kobler). Diese drei persönlichen Positionen bestimmten die Akzentsetzung im Thema sowie Auswahl und Verwerfung von Exponaten, die Diskussionen mit dem Szenografen (Daniel Hunziker) und dem Team des Vögele Kultur Zentrum.

Dem Kuratorenteam geht es in erster Linie auch darum, auf den produktiven Umgang mit dem Scheitern hinzuweisen und den Weg zu einer emanzipierten Haltung zu bereiten. Die existenzielle Dimension, die im Scheitern immer mit angesprochen ist, wollten wir gleichwohl nicht ignorieren, um dem Phänomen durch differenzierte Annahmen Profil zu verleihen. Einige davon seien hier aufgelistet und – in aller Kürze – ausgeführt:

- Wer vom Scheitern spricht, spricht immer auch vom Handeln.
- Für schöpferisches Tun ist Scheitern eine Option, die zum künstlerischen Arbeiten gehört.
- Nicht alles, was schiefgegangen ist, ist gescheitert.

- Nicht alles, was gescheitert ist, lässt sich als Erfolg ummünzen.
- Nicht das Urteil ist entscheidend, sondern der Umgang mit dem Scheitern.
- Scheitern verlangt einmal mehr aufzustehen; was meist umgekehrt auch für den Erfolg gilt.
- Dennoch: Scheitern ist eine Kränkung und nicht selbstwertstabilisierend.

Als handelnde Wesen verfolgen wir unsere alltäglichen Wünsche und Bedürfnisse, Ideen, Tagträume, politische Programme und die grossen Vorhaben im Leben, um Ziele zu erreichen. Dabei gehen wir nicht reflex- oder instinktgesteuert, sondern allenfalls intuitiv vor. Meist aber planvoll beziehungsweise systematisch und mehr oder weniger motiviert und kompetent. Selbst wenn es um gewohnheitsmässiges, hoch geübtes Handeln geht und erst recht, wenn wir in komplexen Zusammenhängen und unter Unsicherheit aktiv werden, kommt es zu Abweichungen zwischen dem, was wir erträumt, gewünscht oder gut geplant angestrebt hatten, und dem, was wir unter den gegebenen Voraussetzungen und Umständen erreicht haben: In dem routiniert gepackten Koffer fehlten die Socken. Der Urlaub war verregnet und der einzige schöne Tag bescherte einen Sonnenbrand. Trotz perfektem Businessplan blieben die Umsätze aus und die Bank verweigerte weitere Kredite, was letztlich auch noch in eine tiefe Beziehungskrise führte. Die zähen Verhandlungen haben das Friedensabkommen nicht ermöglicht; die *Willkommenskultur* verhinderte das Flüchtlingselend nicht. Und was beim *Brexit* Erfolg oder Misserfolg wird, bleibt vorerst noch offen.

Sich einzugestehen, dass man Fehler gemacht hat oder Irrtümer beging, Pannen passierten, dass letztlich Ziele nicht erreicht oder verfehlt wurden, ist eine notwendige Voraussetzung für eine selbstwertstärkende und produktive Verarbeitung. Zusätzlich gilt, dass fürs Gescheitertsein keine Letztursache zu finden sein dürfte. Eine im Scheitern sichtbare Gemengelage lässt sich vielmehr als *Handlungswiderfahrnisgemisch* beschreiben. Mit dieser Wortschöpfung kommt zum Ausdruck, dass wir nicht nur rational und vernunftbegabte Wesen sind, sondern uns in unserem Handeln auch Unerwartetes begegnen kann.

Ob das Urteil des Gescheitertseins überhaupt gesprochen wurde, ob es selbst gefällt, durch die Bank, den politischen Gegner oder den Ehepartner nahegelegt wird, ist für die nächsten Schritte, für zukünftige Pläne und für neue Hoffnungen weder eindeutige Chance noch unüberwindliche Barriere. Dass hingegen in all den genannten Fällen offen über die Zielverfehlungen gesprochen werden sollte, ist wünschenswert und scheitert meist an individuellen und/oder gesellschaftlichen Leistungserwartungen und unhinterfragten Normvorstellungen. Es scheitert an: einer fehlenden Kultur des Scheiterns.

In der Kunstwelt schrieb das Thema Scheitern die Geschichte mit und der Mythos des verkannten künstlerischen Genies, das erst nach seinem Tod Anerkennung findet, existiert bis heute. Die Ausstellung «Pariser Salon» galt seit dem 17. Jahrhundert als eine der bedeutendsten französischen Kunstaussstellungen. Eine Jury entschied jeweils darüber, welche Werke zur Ausstellung zugelassen wurden und welche nicht, und definierte damit mit, welcher Künstler in der Gesellschaft und auf dem Kunstmarkt Anerkennung fand. 1863 wurde knapp die Hälfte der eingereichten Werke, rund 3000 Bilder, von der Jury abgelehnt. Die Empörung über die Entscheidung resultierte in einer von Napoleon III begründeten Ausstellung für die zurückgewiesenen Werke, dem «Salon des Refusés». Unter den Werken befanden sich solche, die heute als Wegbereiter für die moderne Kunstgeschichte gelten, so zum Beispiel Manets Werk «Das Frühstück im Grünen». Der Salon des Refusés von 1863 fand grossen Anklang und es soll manche Versuche von Künstlern gegeben haben, die ihre Werke von der offiziellen Auswahl in den Salon des Refusés umhängen lassen wollten. Das, was als gescheitert galt, fand mehr Anklang als das, was der Norm entsprach. Auch heute muss sich jeder zeitgenössische Künstler zu einem gewissen Zeitpunkt mit seinem Werk dem öffentlichen Urteil aussetzen, sofern er damit Eingang in den Kunstmarkt finden will. Nie kann er vorhersagen, wie die Betrachter das Werk aufnehmen und interpretieren. Immerhin ist das gesprochene Urteil kein endgültiges, wie die im Salon des Refusés präsentierten Werke zeigen.

So schwingt in jedem Werk der bildenden Kunst die Balance von Erfolg und Scheitern mit. In der Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum mussten sich die Künstler darüber hinaus bewusst mit der Thematik Scheitern auseinandergesetzt haben. Videoarbeiten wie zum Beispiel von Christina Benz, bei der eine Eiskunstläuferin beim Versuch, eine Pirouette zu drehen, immer und immer wieder fällt und schlussendlich von einem Schneepflug vom Eisfeld gefegt wird (Turn, 2006), oder die harmlos

wirkenden, bunten Stoffpuppen von Anna Jermolaewa, die herrenlos auf einem Floss treiben und damit die Flüchtlingskrise von 2005 thematisieren (go... go... go..., 2005), zeigen, dass sich insbesondere das Medium Video für die Thematik anbietet: Die Videos ermöglichen eine Erzählung und kommen damit dem Thema Scheitern nahe, das immer auf einen Handlungsverlauf hinweist. Weiter zeigte sich, dass sich Künstler oft nicht mit Scheitern im Allgemeinen auseinandersetzen, sondern einen bestimmten Teilaspekt des Themas vertiefen. Teresa Margolles zeigt mit Fotografien auf Anzeigetafeln verlassener Kinos in Guadalajara (Recados Póstumos, 2006), wie endgültig Scheitern sein kann: Die grossen Acrylbuchstaben an den Fassaden der Kinos kündigen nicht den nächsten Blockbuster an, sondern sind Zeilen aus Abschiedsbriefen von Menschen, die Suizid begingen. Der finnische Fotograf Janne Lehtinen träumt in seiner Serie (Sacred Bird, 2006) davon, fliegen zu können. Immer steht er in den Fotografien zum Absprung bereit. Die poetischen und verrückten Fluggeräte auf seinem Rücken verraten jedoch das Scheitern des Vorhabens schon vor dem Versuch: Luftballons, Regenschirme, Flügel aus Ästen und Zweigen. Für uns Betrachter heute scheitert hier auf den ersten Blick ein zu gross geträumter Traum an den falschen Fluggeräten. Im Versuch jedoch liegt die potenzielle Kraft, Neues zu entdecken.

Auch wenn sich für das Scheitern kein direkter Gegenpol herausgebildet hat, wird am häufigsten *Erfolg* als solcher angesehen. Erfolg wiederum ist eine Kategorie, die gut erforscht ist. In der Psychologie kommt (so eine rudimentäre Auszählung einer Datenbank) auf fünf Studien zum Erfolg im Schnitt nur eine zum Scheitern. In den westlichen Leistungsgesellschaften, so zeigt sich immer klarer, geht es nicht mehr nur um die Erbringung von qualitativ hochwertigen Produkten und Dienstleistungen, es geht um den Erfolg, Durchsetzungsfähigkeit und Sieg im harten Wettbewerb. Dass es in Konkurrenzbeziehungen Verlierer gibt, ist trivial. Nicht trivial hingegen ist, wie man – individuell und sozial – mit jenen umgeht, die dabei scheitern. Enttabuisierung des und Stärkung der Gescheiterten ist eine Aufgabe. Relativierung des Erfolgs wäre eine andere. Auch dies will die Ausstellung zeigen.

Natürlich wissen wir im Privaten und auf der gesellschaftlichen Bühne – dies haben Sozialanthropologen für viele Kulturen herausgearbeitet –, wie man Erfolge feiert. Welcher Umgang oder welche *Etikette* beim Misserfolg gelten könnte, ist weitgehend offen; es sei denn, man folgt verbalen Beschwörungsversuchen wie: «*Gescheiter durch Scheitern*» oder Beschwörungsritualen wie den mittlerweile weltweit durchgeführten «FuckUp Nights».

Scheitern eignet sich, aus Gründen der Psychohygiene, eher nicht für *«Public Viewing»*. Dies gilt zumindest solange, wie nicht empirisch belegt werden kann, dass wiederholt gescheiterte Unternehmer die erfolgreicher sind. Oder Teilnehmerinnen bei FuckUp Nights die Bühne gestärkter verlassen haben als jene, die die Krise auf andere Art und Weise meistern wollen.

Ohnehin sollte, um das Menschliche im Prozess des Scheiterns sichtbar werden zu lassen, nicht in erster Linie der Einzelne im Mittelpunkt stehen. Vielmehr müsste auf allen Ebenen der Gesellschaft an dem gearbeitet werden, was seit den 1970er Jahren *Fehlerfreundlichkeit* genannt wird und einer positiv belegten Fehlerkultur entspricht. Und dies gilt von der häuslichen Erziehung über die Schule, die berufliche Arbeit bis hin zu politischen, zivilgesellschaftlichen Aktivitäten und für den Mut zum künstlerischen Schaffen, und zwar auch ohne akademische Legitimation erlangt zu haben.

Insbesondere für den Prozess schöpferischen Arbeitens und künstlerischen Schaffens gilt seit der Moderne: Scheitern kann man immer, die Möglichkeit ist in den Schaffensprozess integriert. Nicht Qualitätsstandards, Perfektion und absolute Vervollkommnung werden angestrebt. Das Ringen um den künstlerischen Ausdruck steht im Vordergrund. Erst die emotionale, intellektuelle Resonanz vom Publikum ist es, die ein Werk als Werk von gesellschaftlicher Bedeutung und bleibendem Wert bestätigt.

Die Ausstellung ist somit ein Erkundungsfeld für Menschen nahe am Menschen. Sie vereint Kunst, die sich bewusst mit Aspekten des Scheiterns auseinandersetzt, Expertengespräche, die den Fehlern in die Tiefe nachgehen, und Installationen, die dazu animieren, nicht jeden Fehler als Scheitern und nicht jedes Scheitern als Fehler zu sehen.

In diesem Sinne ist auch das Werk *«Worstward Ho»* von Sam Beckett zu verstehen, aus dem heute vielfach sein *«try again fail again»* zitiert wird. Schon im Titel steckt Zuspruch und Aufbruchstimmung und erst recht in der zentralen Passage: *«Alles seit je. Nie was Anderes. Immer versucht. Immer gescheitert. Einerlei. Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.»* In der poetischen Aussage kommen nicht Koketterie oder Resignation, sondern die Einsicht zum Ausdruck, dass schöpferische Prozesse letztlich Versuche bleiben. So gesehen entlastet das *«No matter»* nicht für die gescheiterten Versuche. Der Akzent liegt vielmehr auf dem *«Try again»*. Dies wiederum gilt für alle lebensweltlichen Aktivitäten: anfangen – innehalten (wo und wann es nötig ist) – weitermachen. ●

*Theo Wehner* (\*1949) arbeitete als Professor für Arbeitspsychologie an der TU Hamburg; von 1997 bis 2014 lehrte er an der ETH Zürich. Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeit sind die psychologische Fehlerforschung, das Verhältnis von Erfahrung und Wissen, kooperatives Handeln und psychologische Sicherheitsforschung. Er sagt: *«An einer Reihe biografischer Wendepunkte in meinem Leben (Zweiter Bildungsweg, Promotion Bewerbungen) war mir immer wichtig, im Vorhinein zu erspüren, wann ich den neu eingeschlagenen Weg als gescheitert betrachten würde; für mein Leben hat es geholfen.»*

*Ulrike Wehner* (\*1955) studierte Kunst und Deutsch, unterrichtete an öffentlichen Schulen, absolvierte zusätzlich eine Ausbildung zur Waldorfpädagogik. In der Schweiz war sie im Sonderpädagogischen Bereich und in der Behindertenbetreuung tätig. Seit 1984 setzt sie sich mit bildender Kunst im eigenen Atelier auseinander – malend und collagierend. *«Für mich ist Scheitern nicht in meinen persönlichen, aktiven Wortschatz eingegangen, weil ich die Ereignisse meines Handelns nicht nach den Kategorien Erfolg versus Scheitern beurteilen musste»,* sagt sie. *«Aber ohne Knacks im Leben bin selbstverständlich auch ich nicht davongekommen.»*

*Simone Kobler* (\*1986) studierte Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Zürich. Nach einem Praktikum im Kunstmuseum Winterthur und in einer Zürcher Galerie hat sie im Bündner Kunstmuseum ein Volontariat absolviert. Seit Anfang 2015 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Vögele Kultur Zentrum tätig. Scheitern könne eine tiefe Krise auslösen: *«Ich glaube nicht, dass sich aus jedem Scheitern ein Nutzen ziehen lässt. Manchmal beendet es auch einfach ein Kapitel schmerzlich endgültig.»*



«Ich bin nicht gescheitert – ich  
habe zehntausend Wege entdeckt,  
die nicht funktioniert haben.»

**Thomas Alva Edison (1847–1931)**

erfand unter anderem die Glühbirne. Seine epochale Leistung jedoch besteht darin, dass er mit seinen Entwicklungen in der Stromerzeugung und Stromverteilung den Beginn der Elektrifizierung der industriellen Welt markierte.

# Störfall Mensch

**Ist eine fehlerfrei funktionierende Gesellschaft eine gute Idee und also erstrebenswert?** Ludwig Hasler sieht das kritisch und denkt in seinem Essay über die aufregenden Nebenwirkungen von Pleiten, Pech und Pannen nach. Er warnt vor zu viel Effizienz und erklärt, warum wir mit unserem Streben nach schnurgerader Perfektion unsere Freiheit gefährlich aufs Spiel setzen.

«Hätte ich als Teenager keine Pickel gehabt», sagt Harald Schmidt, der Talkmaster, «so hätte ich keine Witze reißen müssen.» Mit makelloser Haut hätte er sich nicht speziell anstrengen müssen, um bei Mädchen Glück zu haben. Erst der Makel im Gesicht brachte ihn auf die Idee, mehr aus sich herauszuholen, Humor, Geist, Witz. Weshalb er seither alle seine pickelfreien Kollegen in den Schatten stellt. Pickel als biographischer Standortvorteil.

Der Mangel als Stimulus. Angeblich nutzen kleinwüchsige Männer – siehe Napoleon, siehe Lenin – ihr Potenzial radikaler. Kleinheit als Stachel der Existenz. Das Verlangen des kleinen Mannes, ein Hüne zu werden. Und so weiter. Von solch psychodynamischen Antriebskräften aus irgendwelchen Handicaps ist heute fleissig die Rede. Wir sind so eindeutig auf Effizienz und Optimierung aus, dass uns das Störende nicht verstören, das Fehlerhafte nicht fehlen darf, nein, wir wollen beides toll finden, das Störende und das Fehlerhafte, allerdings als Mittel zum Zweck: der Makel als Produktivkraft, das Hässliche als Umweg zum Schönen, der Fehler als Sprungbrett zum Erfolg.

Diese Variante – Umdeuten ins Produktive – dominiert die Psychologie von Handicap und Scheitern. Wir reden so – um uns gerade umgekehrt zu verhalten. In der Praxis ist es heute beinahe ausgeschlossen, dass etwa ein Politiker einen Fehler eingesteht und danach den Kurs wechselt. Obwohl er genau damit Realitätssinn samt Führungskraft bezeugen würde. Tatsächlich muss, wer einen Fehler macht, seinen Hut nehmen. Als hätte sich Demokratie gegen totalitäre Systeme nicht gerade darum durchgesetzt, weil sie – anders als Ideologien – fehler-tolerant, also jederzeit verbesserungsfähig und -willig ist. Akzeptiert Variante 1 (Pickel etc.) den Makel nur, weil er sozusagen über sich hinauswächst und etwas Makelloses hervorbringt, gibt Variante 2 (Politiker) dem Fehler keinen Pardon. Obwohl jeder Einzelne laufend Fehler macht, dulden wir gesellschaftlich keine: nicht beim Politiker (obwohl der vor keiner Laune der Wähler sicher ist), nicht bei der Chirurgin (als wäre sie ein Roboter), nicht beim Manager (obwohl er zwangsläufig Fehler riskiert, wo er innovativ handelt), nicht beim Chef der Schweizer Bundesbahnen (obwohl allein zwischen Zürich und Bern Tausende defektanfällige Weichen und Signale lauern), nicht bei der Psychiaterin (die einmal in siebzehn Jahren den falschen Häftling in den Urlaub entlässt). Überall erwarten wir pannenfreies Handeln – und falls eine Panne

doch unterläuft, suspendieren wir am liebsten das irrtumsanfällige menschliche Urteil und verlangen zum Beispiel: Schluss mit Hafturlaub.

Trotzdem stimmen wir dem Slogan «Aus Fehlern lernen» zu, nur dass wir die Welt der Fehler endlich hinter uns sehen möchten, das Lernen dito, vor uns aber eine stolpersteinfreie Welt des Richtigen und Untadeligen. Je besser Zivilisation und Technik die klassischen Schicksalsschläge in den Griff zu kriegen scheinen, umso unsäglicher leiden wir an Debakeln, die bleiben. Wie konnte das passieren?, fragen wir ungläubig, wenn ein Kind in den Bach fällt. Wer hat versagt? Wo war das Gelände, wo die Polizei, wo war Gott? Subkutan beanspruchen wir ein Recht auf Unversehrtheit. Und erwarten, dass die Gesellschaft störungsfrei funktioniert wie eine Maschine, vom Verkehr über Bildung und Gesundheit bis zum glimpflichen Sterben.

Vielleicht schaffen wir es. Fragt sich nur, was wir dafür bezahlen wollen. Im Ameisenstaat gibt es keine Fehler, alles läuft maximal effizient, es gibt keine Leerläufe, keine Lohnschere, keine sexuelle Belästigung, kein Littering. Es gibt allerdings auch nichts zu lachen, nichts zu wählen, es gibt keine Freiheit, keine Individualität. Ist das der Preis der Fehlerlosigkeit? Ameisen sind so erfolgreich, weil sie total auf individuelle Bedürfnisse verzichten, zualtererst auf Sexualität, die delegieren sie an ihre Königin. Es gibt ältere Ameisenstämme, die funktionieren noch nicht so rational, da ist jede Arbeiterin fruchtbar, jede versucht, Königin zu werden, sich fortzupflanzen. Die Folge: Dominanzkämpfe wie bei Affenhorden, permanente innere Konflikte, riskant für den Bestand der Kolonie. Die erreicht darum selten mehr als ein paar Dutzend Tiere.

Was wollen wir? Uns individuell aufgeben – dafür funktionieren wie ein Ameisenstaat? An unserer individuellen Freiheit festhalten – zum Preis dauernden Stolperns, von Konflikt zu Konflikt? Am liebsten beides, klar. Perfekt wie eine Maschine, verrückt wie ein Mensch. Störungsfreie Maschine oder Störfall Mensch? So lautet aktuell die Leitfrage der Digitalisierung. Am Beispiel Mobilität lässt sie sich anschaulich klären: Störungsfrei läuft Mobilität erst, wenn wir den ewigen Störfall Mensch aus dem Verkehr ziehen; also selbstfahrende Autos, Algorithmen, die Routen und Tempi bestimmen, alles eine Frage der Datenmenge, die schafft kein Menschenhirn, der Computer schon, und so könnte, digital gesteuert, der

Verkehr künftig unfallfrei und staulos dahingleiten. Der Preis: Der Mensch hat das Steuer nicht mehr in der Hand, das Gaspedal dito, er hört auf, Pilot zu sein, er wird zum Passagier im reibungslosen System, durchaus nicht unangenehm, er kann sich mit anderem beschäftigen, der Playstation, dem Whisky, der Zeitung, und kommt doch akkurat an sein Ziel.

Digital versus analog verhält sich wie rational vs. irrtumsanfällig. Vernunft vs. Freiheit. Maschine vs. Mensch. Die Maschine macht keinen Fehler, sie weiss gar nicht, was ein Fehler ist, sie kann, was sie kann, perfekt, sonst kann sie nichts, begehrt sie nicht, vermisst sie nicht, nie träumt sie, nie ist sie enttäuscht, nie betrunken, müde, verliebt, abgelenkt, traurig, high. Der Mensch macht 1001 Fehler, weil er bei allem, was er tut oder unterlässt, stets noch anderswo ist. Darum hat er Fantasie, Melancholie, Träume, Geistesblitze, Abstürze... Seltsam, dass immer mehr Leute sich fragen: Haben wir in diesem Status eine Chance gegen die Maschine? Macht der Roboter uns überflüssig? Holt künstliche Intelligenz den Menschen ein? Überholt sie uns gar? Warum sollte sie das wollen?, kann ich da nur fragen. Die Maschine ist, wie gesagt, perfekt. Zum Menschen aufschliessen hiesse: unperfekt werden, störungsanfällig, zwiespältig, zweifelnd, leidenschaftlich übers Ziel hinausschiessend. Dank schlauer Software kann eine Maschine natürlich so tun als ob, doch das wäre dann ziemlich lachhaft – etwa so lachhaft, wie wenn Menschen so tun, als wären sie perfekt. Sie wirken gerade dann wie Idioten, wie Roboter eben, denen ausser Programm nichts einfällt, denen nichts misslingt. Speziell menschlich ist, was Stan Wawrinka auf den Unterarm tätowieren liess: «Immer versucht. Immer gescheitert. Egal. Versuch es wieder. Scheitere wieder. Scheitere besser.» Samuel Beckett. Die Römer nahmen es gelassener: Errare humanum est.

Das ging mir wieder auf, als ich an der Fussball-Europameisterschaft zusah, wie sich Franzosen und Schweizer im Fussball total verausgabten – um schliesslich 0:0 auseinanderzugehen. Ich wusste schlagartig: Fussball ist so beliebt, weil er das Urmenschliche zelebriert: das Scheitern. In einer Welt, die besessen ist von Effizienz und Perfektion, von Optimierung und Fortschritt, bietet sich Fussball an als grandiose Schule der Vergeblichkeit, als Fest stupender Ineffizienz, als Ritual typisch männlichen Verzichts auf Optimierung. Wer nicht genau hinsieht, denkt gern, es werde permanent aufs Tor geballert. Man glaubt, das sei Sinn und Zweck des Spiels. Passiert aber extrem selten. Im besagten Spiel gegen Frankreich stürmten die Schweizer heldenmässig, schossen genau ein Mal aufs Tor. Ein einziges Mal – und daneben. Und wurden danach gross gelobt – für all die Angriffe, die unterwegs stecken blieben, für all die zwecklosen 70-Meter-Spurts, für knochenharte Zweikämpfe, für die monströse vergebliche Mühe.

In einer Welt der Glattheit und Perfektion wird Scheitern zum Fluchtpunkt unserer Wünsche. Warum sonst werden Jeans zerrissen produziert? Soll nach Riss im Lebenslauf, nach gelebtem Leben aussehen. Warum zieht Fussball die Massen an, obwohl fast alle Spielzüge scheitern? Darum. Subkutan wissen wir: Das Glück kommt nicht durch Makellosigkeit und maschinenhaftes Gelingen ins Leben, es zwängt sich durch die Risse, die Lücken, taucht auf aus der Vergeblichkeit menschlicher Provokation des Zufalls. Fussballer sind exemplarisch, was wir alle sind: späte Enkel des Sisyphos. Im *Der Mythos von Sisyphos* von Albert Camus heisst der letzte Satz: «Wir müssen uns aber Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.» Glücklich? Weil er den Stein zu seiner Sache macht, im eigenen Auftrag am Berg unterwegs ist. Wie Fussballer, die auf dem Feld des notorischen Scheiterns den Ball noch raffinierter treten, noch schlauer, noch schneller. Als glückliche Rolling Stones.

Reichen diese Überlegungen zur Rehabilitation von Fehlern und Pannen? Theoretisch durchaus: Das Leben ist – wie Fussball – Trial and Error, Versuch und Scheitern, Anlauf und Stolpern. Das Bemühen, das Leben von Störung zu säubern, legt das Leben still. Es ist wie auf der Bühne: Das Drama – Kabale und Liebe, Der zerbrochene Krug, Cocktail für eine Leiche – lebt von der Dissonanz; reinigen wir Liebe von Kabale, Krug vom Bruch, Cocktail von der Leiche, dann fällt der Vorhang, die Spannung ist weg, das Stück ist aus, Ende.

Dito im wirklichen Leben. Die Sehnsucht nach Störungsfreiheit treibt ihm jede Dramatik aus – und das heisst: jeden Sinn. Statt Dramatik übernimmt Kontrolle. Es gibt bereits 150 000 Apps, mit denen wir alles in und an unserem Körper messen, vermessen, korrigieren, justieren können – damit wir ja keinen Fehler machen, der unsere irdische Aufenthaltsdauer verkürzen könnte. Der Mensch, einst Welteneroberer, wird zum Buchhalter seiner biologischen Daten. Und Google steckt Hunderte von Millionen in das Projekt «Calico», da erforschen Topleute aus Medizin und Biochemie nichts weniger als das ewige Leben. Krebsforschung sei Peanuts, sagt Google-Boss Larry Page, bringe bestenfalls vier, fünf Jahre. Er bekämpft den Tod. Für Fehlerexorzisten ist der Tod der Kardinalfehler aller menschlicher Existenz. Gegen ihn tritt «Calico» an, mit der Idee: Aus den enormen Daten, die Google über kranke wie gesunde Menschen speichert, lasse sich herausdestillieren, wie und wann und warum das Leben irgendwann dem Tod nachgibt. Längst kann eine Kontaktlinse meinen Blutzucker überwachen, die Smart Watch mein tägliches Bewegungssoll registrieren. Vom Überwachen zum Anleiten ist ein kleiner Schritt. Schlaue Algorithmen wissen nicht nur jederzeit präzise, was mit mir los ist (Stoffwechsel, Koronargefässe etc.), sie wissen überdies, was gut ist für mich (Bewegung, Pille, Ruhe, Doping, Askese etc.), was schlecht (Fett, Whisky,

Zigarre, Crème brûlée etc.). Da sieht dann unser sogenannt freier Wille steinalt aus; die Datenmenge, auf die er seine Entscheide stützt, ist erbärmlich dünn. Die Rationalität der Schlüsse, die er daraus zieht, ist bedenklich schwach. Kein Wunder, urteilt doch dieser Wille nie objektiv, er hängt selber drin, mit Fleisch und Blut, mit Sentiment und Leidenschaft, mit Furcht und Hoffnung, meist weit weg vom Ewigkeitstauglichkeitskalkül. Er lebt jetzt, er will jetzt etwas erleben, etwas bewegen, entdecken, sich verausgaben, die Nacht durchtanzen, will rauchen, Whisky trinken. Lauter Fehler provozierende, lebensverkürzende Tollheiten.

Doch muss ich stets gut finden, was meinem Chassis langfristig gut tut? Bringt das etwas? Mal eine Aufregung? Vergiss es, meldet sich der diensthabende Algorithmus, Aufregung kann tödlich sein. Okay, aber gibt es in diesem perfekt funktionierenden Körperleben noch ein seelisches Kerngehäuse, in dem ich vorkomme, ich, der ewig zwiespältige Mensch, der leibhafte Zwischenfall, der irgendwo zwischen dem Geistigen von oben und dem Animalischen von unten hängt? Ich bin dieser Zwischenfall, also ewig unperfekt – oder ich bin gar nichts. Nur weil ich nicht alle Tassen im Schrank habe, träume ich, bin angefressen von einer Idee, will ein intensives Leben, vielleicht ein poetisches. Weil ich weiss, dass ich endlich bin. Endlichkeit, das Generallärgerlebnis der Perfektheitsfreaks, ist der Stachel aller Existenz, der Basso continuo jeder dramatischen Lebensoper.

«Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben.» Goethe, unverkennbar. Aber richtet dieses Lieben und Irren nicht unsäglich viele Debakel an? Doch. Diese speziell menschliche Freiheit, dieses Voranstolpern und Losrennen ist nie ohne Risiko zu haben. Eine Freiheit, die nicht prekär scheitern kann, ist gar keine. Darum steht sie in diesen wackeligen Zeiten – Terror, Europa in der Krise, die Schweiz eher müde – nicht hoch im Kurs, klar abgehängt hinter Sicherheit. Mit Sicherheit weniger Freiheit – im Zweifelsfall gilt Sicherheit statt Freiheit.

Aldous Huxley hat das vor 70 Jahren mal durchgedacht. In seinem Roman *Schöne neue Welt* schildert er eine futuristische Gesellschaft, die sich für Sicherheit und Glück, also gegen Freiheit entschieden hat. Der Welt-sicherheitsrat befand, Freiheit habe nichts als Debakel in die Welt gebracht, soziale Unruhe, individuelle Tragödien, Weltkriege. Also schaffte sie Freiheit ab – und organisierte das immerwährende störungsfreie Glück, mit Menschenzucht, Wohlfühlkinos, Sex à discrétion, Happy-Pille Soma. Zitat: «Die Welt ist jetzt im Gleichgewicht. Die Menschen sind glücklich, sie bekommen, was sie begehren, und sie begehren nichts, was sie nicht bekommen können. Es geht ihnen gut, sie sind geborgen, immer

gesund, haben keine Angst vor dem Tod. Leidenschaft und Alter sind diesen Glücklichen unbekannt...»

Komplette Sicherheit – vor typisch menschlichen Fehlern, Pannen, Debakeln – kommt nicht (wie in George Orwells *1984*) durch den Polizeistaat. Menschen müssen nicht eingesperrt werden, es genügt, sie im Happy-Modus zu halten. Sind ihre Bedürfnisse gesättigt, spüren sie. Fühlen sie sich sicher, sind sie total harmlos. Wozu also Freiheit, wenn das Leben ohne sie sicherer ist? In Huxleys Roman taucht «der Wilde» auf, rebelliert gegen die Glücks-Diktatur. Im Gespräch mit dem Weltaufsichtsrat Mannesmann wird die Alternative deutlich:

«Ich will Freiheit», sagt der Wilde.

«Wir nicht», versetzt der Aufsichtsrat, «uns ist Bequemlichkeit lieber.»

«Ich brauche keine Bequemlichkeit. Ich will Gott, ich will Poesie, ich will wirkliche Gefahren und Freiheit und Tugend. Ich will Sünde.»

«Kurzum», sagt der Weltaufsichtsrat. «Sie fordern das Recht auf Unglück.»

«Gut denn», erwidert der Wilde, «ich fordere das Recht auf Unglück.»

Braucht das noch eine ausführliche Konklusion? Dass eine Gesellschaft, die alles Scheitern präventiv verhindern will, erst recht scheitert, leuchtet unmittelbar ein. Unter irdischen, also evolutionären Bedingungen gilt: Entweder wir werden besser, oder andere werden besser als wir. Die Konsequenz: Wer nichts riskiert, geht das Höchststrisiko ein. Das «Recht auf Unglück» jedoch, das scheint eine eher private Angelegenheit zu sein. Auf den ersten Blick nicht jedermanns Sache. Und doch rettet mich die Möglichkeit des Unglücks aus der Krake «Sicherheit», die meine Freiheitsimpulse bis zur Unschädlichkeit entschärft, meine Existenz auf die Schwundstufe «reibunglos» herunterbagatellisiert. Gleichzeitig ist das Recht auf Unglück die Bedingung einer freiheitlichen Gesellschaft, die – via Trial & Error – die Evolutionsleiter hinanstolpert, statt warm angezogen auf der vorgefundenen Sprosse sitzen zu bleiben, bis sie einbricht. ●

Ludwig Hasler, Publizist und Philosoph, schützt sich gern vor dem Scheitern, indem er es provoziert – durch Doppelrollen: der Leichtathlet studierte Physik und Altgriechisch, der Philosophiedozent arbeitete als Chefredaktor, der Publizist ist als Vortragstourist im In- und Ausland unterwegs. Er lebt in Zollikon ZH.



Besitzen Sie ein fehlerhaftes Produkt und möchten es dem Werk hinzufügen? Dann senden Sie uns ein Foto davon: [info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch). Die Künstlerin entscheidet, ob Ihr Objekt Teil der Ausstellung wird.

Heike Bollig, *Errors in Production*, seit 2004.  
*Werk in der Ausstellung*

## Abweichung von der Norm

Heike Bollig sammelt seit 2004 fehlerhafte Massenprodukte. Die Sammlung umfasst bis heute knapp 60 Gegenstände, die online mittels Fotografie, Beschreibung und Herkunftsangabe dokumentiert ist. Fehler, so Heike Bollig, irritieren und haben in diesem Kontext Unterhaltungswert. «Meine Freude, wenn ich einen Herstellungsfehler finde, setzt sich aus einer Begeisterung am «Schrägen» sowie aus der Erkennbarkeit seiner Entstehungsgeschichte zusammen. Grundsätzlich denkt man über Dinge, die funktionieren, weniger nach als über solche, die nicht dem Erwarteten entsprechen.» Anfänglich machte sich Heike Bollig bewusst auf die Suche nach fehlerhaften Gegenständen und fragte bei Firmen nach Fehlprodukten. Da diese kein Interesse daran hatten, «deformierte» Ware herauszugeben, sam-

melt die Künstlerin heute vor allem mit der Mithilfe von Freunden oder fragt im Einzelhandel nach.

Heike Bollig überführt als Abfall geltende Gegenstände in den Kunstkontext. Fehlerhafte Massenprodukte werden dadurch zu geschätzten Unikaten. In der Auseinandersetzung mit dem Projekt *Errors in Production* habe sie gelernt, dass es Fehler als solche wahrscheinlich überhaupt nicht gibt. «Es gibt Abweichungen von Normen oder festgelegten Verhaltensweisen, die unangenehme Konsequenzen haben. Das absolute Urteil, das der Begriff Fehler beinhaltet, ist jedoch unangemessen.» Vielmehr ist für Heike Bollig der Fehler eine Art Ressource, «in der man suchen kann, falls man an bestimmten anderen Punkten nicht weiterkommt»<sup>1</sup>. sk

**Heike Bollig** [\*1973, Karlsruhe] lebt und arbeitet in Berlin. Die bildende Künstlerin fokussiert auf Fehler und dessen Herkunft und Auswirkung. Mit Installationen, Videos und Performances setzt sie sich mit Kommunikation auseinander und lädt Besucher manchmal ein, an ihren Werken zu partizipieren.

# Über Verlierer – und **tragische Helden**

Unsere Gesellschaften sind sehr an Gewinnern interessiert, wissen aber kaum, wie mit Verlierern umzugehen ist. Dabei sind die klar in der Überzahl.

**Ein Plädoyer gegen Hochmut und für mehr Mitmenschlichkeit.**

Alain de Botton

Wenn es um Erfolg und Misserfolg geht, tendiert die Rhetorik, lange sehr optimistisch zu klingen. Wir erfahren von Widerstandsfähigkeit, Ausdauer, wieder auf die Beine kommen, niemals zu kapitulieren und erneuten Versuchen. Aber solche Reden können nur bis an einen gewissen Punkt durchgehalten werden. Irgendwann ist die Schlussfolgerung unausweichlich: Die Sache läuft nicht gut. Die politische Karriere beinhaltet kein Comeback. Die Filmfinanzierung hat keine Chance. Der Roman wird auch vom zweihundertdreissigsten Verleger abgelehnt. Die Strafanzeige schädigt den Leumund für immer. Man ist voll bedient, und zwar gewaltig.

Wo liegt die Verantwortung für Erfolg und Misserfolg? Heutzutage eindeutig bei der betroffenen Einzelperson. Deshalb ist der Misserfolg nicht nur hart (wie schon seit jeher), sondern er ist eine Katastrophe. Es gibt keinen metaphysischen Trost, keine Möglichkeit, an die Idee von «Pech gehabt» zu appellieren. Es bleibt nur die eigene Schuld. Daher ist es nicht erstaunlich, dass die Selbstmordraten exponentiell ansteigen, sobald eine Gesellschaft modern wird und damit beginnt, die Leute für ihre Biografien selbst verantwortlich zu machen. Leistungsgesellschaften konvertieren einen Misserfolg in ein unumstössliches, existenzielles Urteil über den Zustand der eigenen Seele. Aber nicht alle Gesellschaften und Epochen haben Erfolg und Misserfolg in einem solch kontrastreichen Licht gesehen. Bei den alten Griechen war eine andere, bemerkenswerte Möglichkeit vorgesehen, die in unserer Zeit völlig missachtet wird: Man konnte gut sein und trotzdem versagen. Um diesen Gedanken im Bewusstsein der Menschen zu halten, entwickelten die alten Griechen eine spezifische Kunstform: das Trauerspiel.

Sie veranstalteten grosse Festspiele, bei denen die Anwesenheit aller Bürger erwartet wurde, um entsetzliche, oft grausige Geschichten darzustellen: Man erlebte, wie Leute unbedeutende Gesetze missachteten, einen Entscheid zu schnell fällten oder mit der falschen Person schliefen. Die Folge davon waren Schande und Tod. Gezeigt wurde, dass das Geschehene weitgehend in den Händen dessen lag, was die Griechen «Schicksal» oder «die Götter» nannten. Es war die poetische Art der Griechen, festzuhalten, dass sich Dinge oftmals zufällig nach eigenen Gesetzmässigkeiten zutragen. Der tatsächliche

Einfluss der betroffenen Individuen wird dabei nicht berücksichtigt.

In der *Poetik* definiert der Philosoph Aristoteles die entscheidenden Inhalte der Tragödie. Die Helden der Tragödie sollen anständige Personen sein. Besser als der Durchschnitt. Meist wohlgeboren, aber mit einem Hang zu kleinen Fehlern – wie wir ihn alle haben. Am Anfang mag es noch nicht offensichtlich sein, dass ein Fehler begangen wird. Eine unglückliche Verkettung der Ereignisse, für die die Helden nicht gänzlich verantwortlich gemacht werden können, lässt diesen kleinen Fehler zur Katastrophe heranwachsen. Die Tragödie ist die einfühlsame, moralisch komplexe Erzählung von guten Leuten und wie sie in verheerende Situationen geraten können. Sie ist das pure Gegenteil der heutigen Boulevardpresse oder den Sozialen Netzwerken, wo der Pöbel sich beeilt, ein Urteil über die Gestrauchelten abzugeben. Aristoteles sah es als wichtig an, dass das Volk regelmässig tragische Werke zu sehen bekam, um seiner sonst starken Neigung, zu richten und zu moralisieren, entgegenzuwirken. Eine gute Tragödie, so Aristoteles, sollte beides, Erbarmen und Angst, erwecken. Erbarmen für den tragischen Helden aufgrund der Erkenntnis, dass man leicht einen Ausrutscher begehen kann, der zum Verhängnis wird. Sowie Angst um die eigene Person, im Wissen, wie anfällig unser Leben ist und wie es flugs ausser Kontrolle geraten kann. Wir alle könnten sehr schnell ins Schleudern kommen, sollten die Ereignisse uns auf die Probe stellen.

Die Tragödie soll als Mittel gegen unbedachte Urteile wirken; sie kontert unseren natürlichen Instinkt, immer nur die Erfolgreichen zu bewundern, die Versager zu ächten und die Glücklosen als Verlierer abzutun. Gegenwärtig tun wir uns schwer mit dem Gedanken, dass gute Menschen erfolglos sein könnten. Lieber sagen wir, sie wären überhaupt nicht gut, als einen weit beklemmenderen und weniger bekannten Gedanken an uns heranzulassen: dass – in Tat und Wahrheit – die Welt sehr ungerecht ist. Ohne die Grundidee der Tragödie gestalten wir das Dasein aller viel grausamer und sehr viel abschätziger, als es eigentlich nötig wäre. Es ist an der Zeit, sich zurückzubedenken und einen äusserst wichtigen Gedanken zu retten. ●

Aus dem Englischen von Thomas Hofmänner

Alain de Botton ist ein Schweizer Essayist und Bestseller-Autor. Seine Bücher wurden in 25 Sprachen übersetzt und erscheinen in 30 Ländern. Zuletzt veröffentlichte er *The Course of Love*. De Botton gilt als einer der bekanntesten Philosophen unserer Zeit. Er gründete und leitet in London eine Schule, die er School of Life nennt,

und die sich einer neuen Art der Bildung widmet. Eine Vertretung dieser School of Life soll bis Ende 2016 in Zürich eröffnet werden. Im Online-Buch *The book of life* publiziert er mit einem Autorenteam alltagsphilosophische Texte zu Themen wie Liebe, Arbeit, Karriere, Kapitalismus und Kultur. [www.alaindebotton.com](http://www.alaindebotton.com)

## Ein Wort und seine Herkunft

Ulrike Wehner **über den Ursprung des Begriffes Scheitern**, was er beschreibt und wie gesellschaftliche Entwicklungen seine Bedeutung verändern.

Begriffen wird immer wieder und sinnvollerweise unsere Aufmerksamkeit zuteil, denn sie sind – wie Bert Brecht formulierte – «*die Griffe, mit denen man die Dinge bewegen kann*». An dieser Stelle sei kurz dem Begriff des Scheiterns und seinen Bedeutungsverschiebungen nachgegangen. Abgeleitet von *Holzscheiter*, übers *zu Scheiter gehen*, *zerscheitern* hat sich die heutige Wortform entwickelt. Begrifflich gefasst meint scheitern: das zu Bruch gehen eines Vorgangs; ein unfreiwillig abgebrochenes Handeln, in dem auch das angestrebte Ziel nicht erreicht wird – zumindest vorläufig nicht.

Das dramatisierende Potenzial, das unserem heutigen Wortverständnis zugrunde liegt, steckt bereits in seiner bedeutungsgeschichtlichen Ausgangssituation: dem Schiffbruch. Dieses vorstellungsgewaltige Geschehen, bei dem die Planken eines Schiffes zerbersten und seine Bruchstücke auf offener See treiben, wurde lange Zeit nicht verbal gefasst.

Vom *Zerscheitern* bzw. *zu Scheiter gehen* eines Schiffes spricht man vermehrt erst im 18. Jahrhundert, um in der Folgezeit die Redeweise vom Scheitern aus dem Bereich der Seefahrt zu lösen und in metaphorischer Bedeutung in vielen Lebenszusammenhängen zu verwenden. So kann heute nicht nur an Zielen und den damit verbundenen Wünschen, Erwartungen, Plänen gescheitert werden, sondern auch an widrigen Umständen, an Mitmenschen und an sich selbst.

Scheitert man hinsichtlich einer Sache, so ist treffend die Rede von Misserfolg. Von Niederlage wird gesprochen, wenn ein Wettstreit verloren ging, und schliesslich von Versagen, wenn Scheitern als selbstverschuldet charakterisiert werden soll. Auch gibt es saloppe, umgangssprachliche Formulierungen, die auf den Versuch hinweisen, das existenziell Bedrohliche am Wort zu entschärfen: So kann man baden gehen, stranden, bruchlanden; etwas kann daneben oder schiefgehen, kann floppen oder auf der Strecke bleiben.

Je nachdem, worin und wie folgenreich gescheitert wird – in Institutionen oder Unternehmen, in Karriere, in

Freundschaften, in der Ehe –, zeigt sich jeweils ein anderes Gesicht des Wortes, auch andere Intensitäten. Solange jedoch überhaupt noch gehandelt werden kann, bleibt Scheitern auf einzelne Lebensbereiche beschränkt und ist als relatives Scheitern gekennzeichnet. Allein im *absoluten* Scheitern wird das Ende aller Handlungsmöglichkeiten konstatiert.

Häufig wird vom Scheitern in der sog. vollendeten Gegenwart gesprochen: etwas oder jemand ist gescheitert. Dies erinnert daran, dass erst mit einem Abstand zum Geschehen seine volle Gültigkeit erfasst wird.

Last but not least: Für unser heutiges Sprechen vom Scheitern sind die historisch gravierend veränderten Lebensbedingungen bedeutsam. Nicht mehr Stand, Glaube und Geschlecht regeln die Lebensgeschicke in der Gesellschaft, seit dem Ausgang der Moderne konnte jedermann Pläne und Ziele auf seine eigene Zukunft hin entwerfen und anstreben. Mit der Losung «Jeder sei seines Glückes Schmied» eroberte Handeln breite Bedeutungszuständigkeit und die Vorstellung vom leistungsstarken, erfolgreichen Handeln wurde gesellschaftsprägend und kann bis heute die Bedeutung einer Kulturpflicht annehmen. Quasi im Schlepptau dieser Eroberung befand sich auch die Möglichkeit des jähen Endes eines Handelns, seines Scheiterns. In der engen Verknüpfung von Erfolg und Scheitern (die sich gegenseitig bedingen und steigern) entstand unser heutiges Begriffsverständnis, mit seinem sowohl bagatellisierenden als auch dramatisierenden Potenzial.

Es kann vermutet werden, dass mit dem derzeit gehäuften Denken und Sprechen zum Scheitern auch weiter am Bedeutungsverständnis gearbeitet wird. Die Vielzahl der mit dem Scheitern auftretenden adjektivischen Verbindungen kündigt davon: *schöner, besser, gescheiter, kreativer, lässiger, lustvoller* solls werden mit dem Scheitern, denn sein auf Gefahr und Verlust hinweisendes Potenzial kann als inakzeptable Zumutung auftreten, so dass ein Hinnehmen nicht gelingt und das Wort neu befragt und verhandelt wird. ●



Teeschale (chawan), 15. Jahrhundert. Tokoname-Keramik, Yobitsugi-Reparatur mit Porzellan, 18. Jahrhundert, Ø 16,4 cm. Foto: Tomasz Samek.

*Werk in der Ausstellung*

## Die Poesie des Unperfekten

«Kintsugi» ist ein traditionelles, besonders in Asien verbreitetes Lack-Verfahren zur Wiederherstellung beschädigter Keramik und Porzellan. Im Unterschied zu zahlreichen anderen Flickmethoden wird bei dieser Technik der Lack abschliessend mit Goldpulver bearbeitet. Sowohl «Kintsugi» [mit Gold ausbessern] als auch «Kintsukuroi» [mit Gold reparieren] sind seit dem 16. Jahrhundert bekannte Techniken. Es ist charakteristisch für diese Art des Reparierens, dass nicht nur die Funktionsfähigkeit der Schalen wiederhergestellt wird, sondern dass der Reparaturprozess einen künstlerischen Akt darstellt. Es geht nicht darum, möglichst unsichtbar zu flicken und eine Schale wieder «wie neu» aussehen zu lassen. Vielmehr werden die Bruchstellen mit dem Gold betont und tragen zum Wert der Schalen und Gefässe bei.

Die Wurzeln dieser Wertschätzung gegenüber geflickten Gegenständen liegen in den östlichen ästhetischen Idealen, nämlich «wabi» und «sabi». Die aus der Poesie stammenden Begriffe wurden im 16. Jahrhundert von zwei Meistern in die Teezeremonie überführt. Beide Worte sind schwer zu übersetzen: «wabi» steht für Armut und Demut, «sabi» für Zurückgezogenheit, Patina und Zerfall. Die Begriffe werden nicht strikt voneinander getrennt, sondern stehen gemeinsam für Schönheitsideale, die Einfachheit, Vergänglichkeit und Demut einschliessen. In diesem Kontext wird Gefässen, die in der «Kintsugi-Technik» repariert wurden, Ansehen entgegengebracht. Der Fehler wird nicht als Makel gewertet, sondern trägt vielmehr zur Attraktivität der Schale bei. Die Geschichte schreibt sich mit der sorgfältigen, künstlerischen Reparatur in die Keramik ein und macht sie – nicht nur ideell – zu einer Kostbarkeit. *sk*



# Grenzen überschreiten

Der Zürcher Designer Daniel Hunziker hat die Szenografie der Ausstellung entwickelt. **Seine Idee ist es, mit drei Materialien eine Geschichte zu erzählen.** Im Gespräch verrät er, warum er regelmässig scheitert und doch nicht aufgibt.

Interview: Stephanie Ringel

## **Daniel Hunziker, Sie sagen: «Als Designer lebt man davon, zu scheitern.» Wie meinen Sie das?**

Gestalten heisst für mich, etwas Neues zu erstellen oder etwas, das es schon gibt, besser zu machen. Dafür muss ich Ausprobieren, aus Fehlern lernen und bis ans Limit gehen. Bis ich merke: Jetzt geht es nicht mehr weiter, zumindest weiss ich noch nicht, wie. Vom Wort her ist Scheitern ja eine definitive Angelegenheit. Ein Schiff zerscheitert, sinkt, die Fahrt endet. Mein Scheitern ist jedoch selten definitiv. Einmal habe ich einen Tisch entwickelt, den man zusammenrollen konnte. Die Idee war ein mobiles Möbel für Leute, die oft umziehen. Aber die Statik habe ich nicht hinbekommen und kein Hersteller glaubte an das Produkt. Diese Idee ist gescheitert.

## **Woher nehmen Sie die Energie durchzuhalten?**

Das frage ich mich gar nicht, weil ich meine Arbeit gern mache. Ich verfehle mein Ziel oder ich schieesse darüber hinaus und dann nähere ich mich langsam einer möglichen Lösung an. Kennen Sie den Ess-Tee-Tisch von Jürg Bally aus den 1950er Jahren?

## **Ja, der ist seit letztem Jahr als Re-Edition erhältlich.**

Ich habe das Re-Design dieses Tisches gemacht. Er ist höhenverstellbar und als Esstisch oder eben als Teetisch vor dem Sofa nutzbar. Die Mechanik dafür ist äusserst komplex. Bei diesem Möbel ist nicht die Gestaltung die Herausforderung, sondern eine bezahlbare Technik zu entwickeln. Ich habe 300 Stunden unentgeltlich daran experimentiert, weil ich an meine Idee geglaubt habe. Die Witwe von Jürg Bally hat sich dann meinen Entwurf angeschaut. Nachdem sie vorher fünf Jahre lang jeden Entwurf abgelehnt hat, war sie plötzlich überzeugt. Nach weiteren 200 Stunden tüfteln und entwickeln funktionierte die Mechanik. Heute verkauft der Glarner Möbelhersteller Horgenglarus den Tisch in ganz Europa.

## **Diese kreative Zeit muss man sich erstmal leisten können.**

Mittlerweile bin ich seit 13 Jahren selbständiger Designer und so etabliert, dass ich auch für Entwicklungen bezahlt werde. Aber viele Jahre lang habe ich fast jede Woche einen Stuhl gezeichnet, die Entwürfe an die Hersteller geschickt, mit denen ich gerne zusammenarbeiten wollte, und mit ihren Absagen gelebt. Heute weiss ich, dass nicht das hochglänzende Produkt im Geschäft das beachtliche Design ist, sondern all die Modelle aus Papier und Pappe, die eine Idee auf ihrem Weg visualisieren.

## **Sie haben zum dritten Mal die Szenografie für eine Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum entwickelt. Wie kann man Scheitern im Raum darstellen?**

In jeder Szenografie versuche ich, mich auf drei wichtige Elemente zu beschränken. Das reicht, um eine Geschichte zu erzählen. Dazu hat mich die japanische Philosophie der Leere angeregt. Wichtig ist der Zwischenraum. Nur wo nicht alles zu Ende erklärt ist, bleibt Raum für Poesie. Was also beinhaltet das Wort Scheitern?, habe ich mich gefragt. Ein typisches Bild, der Ursprung des Begriffes kommt ja daher, ist das Schiff, das am Felsen zerschellt. Seine Segel stehen symbolisch für Vorwärtsbewegung, Neues entdecken. Holz zerscheitert, ist aber ein natürliches, erneuerbares Material. Und dann sind da die Felsen. Sie sind der Grund fürs Scheitern, stehen aber auch für Beständigkeit.

## **In Holz, Stoff und Stein konzentrieren sich zwei dramatische Situationen – der Untergang und der Neuanfang?**

Genau. Und das setzen wir mit den Materialien um. Die Segel weisen den Weg durch die Ausstellung. Felsblöcke aus einem Steinbruch in Freienbach SZ markieren Meilensteine. Aus Restholz früherer Ausstellungen vom Vögele Kultur Zentrum werden zwei Kollegen, Nina Stähli und Patrick Müller, und ich das Mobiliar bauen. Und wenn die Ausstellung vorbei ist, rollen wir die Segel zusammen, bringen die Steine zurück und zerscheitern die Stühle.

## **Am Ende zerscheitert die Ausstellung?**

Szenografisch ist das für mich toll: Aufräumen, Licht ausschalten, fertig. Darin liegt doch Poesie, wenn man die Bedeutung von Scheitern versteht! So entsteht wieder Platz für etwas Neues. ●

Daniel Hunziker ist Maschineningenieur ETH und Szenograf. In seinem Studio «Daniel Hunziker Design Works» entwirft er Möbel und Raumkonzepte. [www.danielhunziker.com](http://www.danielhunziker.com)

# Wer nie scheitert, wagt nichts

Zwischen Erfolg und Misserfolg liegt im Alpinismus nur ein schmaler Grat. **Profibergsteiger Ueli Steck sagt, wie er mit Niederlagen umgeht** und weshalb ihm sein Speedrekord in der Eiger-Nordwand so wichtig ist.

Natascha Knecht

Der Anblick ist nichts für schwache Nerven: Ueli Steck klettert am Abgrund. Alleine, ungesichert und schnell. Der 40-Jährige will an einem Tag über Eiger, Mönch und Jungfrau. Die Berggrate sind unheimlich ausgesetzt. Gegen Norden fallen die Felsen 2000 Meter senkrecht nach Grindelwald ab, gegen Süden auf die spaltenreichen Gletscher. Fehler darf er sich keine erlauben. Doch Steck bewegt sich furchtlos und geschickt über die teils messerscharfen Kanten – als wäre er im Tal auf dem Trottoir.

Wie für Profi-Alpinisten üblich, hat er diese Tour vorher nicht an die grosse Glocke gehängt. Nur Eingeweihte wissen von seinem Plan. Dass er hier scheitern könnte, ist zwar unwahrscheinlich. Der Ringgenberger gehört zur internationalen Alpinistenelite, klettert seit über zwei Jahrzehnten in den anspruchsvollsten Wänden dieser Welt. Für ihn sind die Grate des berühmten Berner Oberländer Dreigestirns «schönes Routinegelände in der Heimat». Um sich herauszufordern und zu spüren, will er gleich alle drei Berge am Stück überschreiten, ohne die Bergbahnen zu benutzen: 28 Kilometer Distanz und 4800 Höhenmeter auf und ab. Gewöhnliche Seilschaften benötigen für jeden dieser Gipfel je einen Tag.

Stecks Monstertour verlangt enorme Ausdauer, und seine ist phänomenal. Erst vor einer Woche absolvierte er den Eiger Ultra Trail: 101 Kilometer und 6700 Höhenmeter in 14 Stunden und 35 Minuten. Doch trotz optimaler Vorbereitung kann er sich nicht sicher sein, dass er sein Ziel erreicht. Die Verhältnisse im Hochgebirge sind unberechenbar, wechseln täglich, manchmal stündlich. Auch auf dem Weg über Eiger, Mönch und Jungfrau muss er damit rechnen, dass ihm Unvorhergesehenes den Erfolg vereitelt. Müsste er die Tour aus irgendeinem Grund abbrechen, bedeutete dies aber kein Scheitern für ihn, sagt er beim Gespräch wenige Tage zuvor. «Gescheitert bin ich erst dann, wenn ich mal nicht mehr nach Hause komme...»

In unserer sicherheitsorientierten Gesellschaft finden nicht alle gut, was Steck macht. In ihren Augen geht er «sinnloses Risiko» ein. Manch einer scheint geradezu darauf zu warten, bis es «diesen Spinner aus einer Wand spickt». Es sind Leute, die selber nie in die Berge gehen und schon auf einem Balkon im 2. Stockwerk Schwindel und Angstzustände bekommen. «Sie sehen dann ein Foto oder ein Video von mir, wie ich seilfrei klettere und

schliessen auf sich», so Steck. «Für sie ist die Vorstellung, alleine in einer Steilwand zu stecken, schrecklich. Sie können nicht nachvollziehen, dass ich mich in diesem Terrain wohl fühle. Da hilft alles Erklären nichts.»

Aber auch in der Alpinistengemeinde kann kaum einer nachvollziehen, wie er seine Alleingänge wirklich erlebt. Fast niemand geht solo ins Hochgebirge und rennt mit laufender Stoppuhr auf einen Gipfel. Doch Steck ist nun einmal anders. Anders als alle anderen und auch den Profis immer einen Schritt voraus, stets einen Tick schneller, krasser, extremer. Wobei er das Wort «extrem» nicht mag. «Extrem ist für mich, wenn du die Schwierigkeiten nicht unter Kontrolle hast.»

Von Harakiri hält er nichts. Bevor er aufbricht, wägt er sämtliche Eventualitäten ab, überlässt nichts dem Zufall, trainiert hart und professionell. Zudem kann er auf seine jahrelange Erfahrung zurückgreifen. «Ich komme fast nie mehr in eine Situation, wo ich keine Lösung parat hätte.» Dennoch musste er schon etliche Misserfolge hinnehmen – und lernen, damit umzugehen. «Ich bin ein ehrgeiziger Mensch», sagt er. «Es scheisst mich an, wenn eine Tour nicht funktioniert.» Wenn er aufbreche, sei er bestmöglichst vorbereitet und gehe davon aus, dass es klappt. «Aber je schwieriger die Herausforderung ist, desto höher ist das Risiko, zu scheitern.»

Vergangenen Frühling reiste er mit dem deutschen Profi David Göttler in den Himalaja. Sie wollten ohne jegliche Unterstützung und ohne künstlichen Sauerstoff auf einer neuen Route durch die Südwand am Shishapangma (8027 m) steigen. Doch das raue Klima machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. «Wir hatten keinen einzigen ganzen Schönwettertag.» Trotzdem kletterten sie zwei grosse Routen bis auf den Grat auf 7800 Meter. «Das letzte Stück bis zum Gipfel wäre nur noch einfaches Gelände gewesen, aber der Wind blies da oben so stark, dass wir umkehren mussten.» Sie scheiterten an den äusseren Bedingungen.

Gipfel hin oder her – die beiden waren stolz auf ihre wilde Kletterei. Aber eben. Eine Expedition gilt offiziell nur als erfolgreich, wenn auch der Gipfel geglückt ist. Als sie in Kathmandu auf dem Flughafen ankamen, war der Frust plötzlich gross: «Wir trafen dort all die Leute, die auf dem Everest waren», erzählt Steck. Diese «Everest-Leute» seien gefeiert worden wie Helden. Dass diese den Gipfel nur dank der Hilfe von Sherpas, Sauerstoff-

flaschen, Leitern und vorgespurter Piste schafften, interessierte niemanden. Und auch für Steck und Göttler, die normalerweise die Helden sind, interessierte sich keiner. «So etwas fuchst mich», sagt Steck, «wenn es gegen aussen als besser gilt, einen Achttausender mit allen erdenklichen Hilfsmitteln zu besteigen, als wenn ich in dieser Höhe zwei grosse und schwierige Routen im puristischen Stil klettere.» Damit umzugehen, sei nicht einfach.

Bei etwa der Hälfte seiner zahlreichen Himalaja-Expeditionen hat Steck den Gipfel nicht erreicht. Am Mount Everest (8850 m) brauchte er zwei Anläufe. An der Annapurna (8091 m) klappte erst sein dritter Versuch. «Rückblickend hatte ich zu hoch gepokert und musste erst dazulernen.» Aber es brauche Visionen und Ideen. «Leute, die Angst vor dem Scheitern haben, können nie gewinnen. Und Leute, die nie scheitern, wagen und probieren nichts.» Wenn man den Mut aufbringe, ein Projekt anzupacken, müsse man akzeptieren, dass es vielleicht nicht klappt. «Viele können damit nicht umgehen, darum wagen sie nichts.»

Früher mit 20, in seinen Sturm-und-Drang-Jahren, sei es für ihn eine Katastrophe gewesen, wenn er «irgendwo nicht hochkam». Als er 2002 ausgerechnet bei seiner allerersten anspruchsvollen Himalaja-Expedition scheiterte, habe er das als grosses persönliches Drama empfunden. «In dem Moment nahm das damals viel Platz ein. Weil es meine erste Expedition war. Inzwischen habe ich so viele Expeditionen gemacht, da hat ein Scheitern ein anderes Gewicht bekommen.» Heute könne er Niederlagen gelassener einstecken: «Ich habe gelernt – wenn eine Tour nicht funktioniert, kann ich erneut hingehen.» Jedes Ziel sei ein Projekt und jedes Projekt ein Prozess. Der Prozess kann Jahre dauern.

Zu seinen berühmtesten Erfolgen gehört sein Speedrekord in der Eiger-Nordwand. Im Winter 2008 durchstieg er sie in 2 Stunden 47 Minuten. Solo und ohne sich an vorhandenen Seilen, Karabinern oder Bohrhaken festzuhalten. Dass ein Mensch diese hochgefährliche, 1800-Meter-Wand in weniger als drei Stunden schafft, war bis dahin undenkbar. Steck wurde danach in den Status eines «Übermenschen» gehievt. Er galt als unbesiegbare König – bis im Frühling 2011 der junge, bis dahin der Öffentlichkeit völlig unbekannte Urner Bergführer Dani Arnold kam und Steck den Eiger-Speedrekord um 19 Minuten abknöpfte. Die Öffentlichkeit war sprachlos und für Steck war es ein Schock. Schwer zu ertragen, nicht mehr der Schnellste zu sein. «Ich dachte, jetzt ist es vorbei, meine Bergsteiger-Karriere ist am Ende.»

Er brauchte eine Weile, um die Situation klar überdenken zu können und für sich eine sachliche Auslegung zu machen. Ihm sei zwar klar, dass irgendwann die Zeit komme, «wo Jüngere am Drücker sind» und er mit seinen Leistungen nicht mehr mithalten könne. Die Frage sei jedoch: «Wann ist dieser Zeitpunkt?» Jetzt schon? «Nein!» Noch fühle er sich fit und motiviert. Sich widerstandslos verdrängen zu lassen, entspricht nicht


seinem kämpferischen Charakter. Also begann Steck sich «schwer zu überlegen», ob er versuchen soll, den Eiger-Rekord wieder zurückzuholen.

Er wog ab, was es ihm bringt, wenn er das enorme Risiko einer Solo-Speedbegehung nochmals eingeht – und kam zum Schluss: «Eigentlich nichts.» Die Summe der Rekorde in seinem Palmarès ist so gross wie bei keinem anderen Bergsteiger. «Ich muss mich nicht mehr beweisen. Wo ich heute stehe, hat ein einzelner Erfolg kein grosses Gewicht mehr. Auch kein einzelner Misserfolg.» Am Ende habe es ihn einfach persönlich interessiert. «Ich war überzeugt, dass es geht.» Also stieg er im Herbst 2015 erneut in die Eiger-Wand ein – und war 6 Minuten schneller als sein Rivale Arnold. «Hätte ich es nicht gemacht, wäre es für mich ein Scheitern gewesen. Ein Scheitern an meinem Mut. Ein Gefühl in mir hätte immer gesagt: Hättest du doch!»

Angst verspüre er am Berg nie. «Angst hat man nur vor etwas, das man nicht kennt», sagt er. Völlig frei von Ängsten ist er aber nicht. Beim Bergsteigen habe er die Kontrolle und könne aktiv Einfluss nehmen. «Im alltäglichen Leben geht das nicht immer. Ich kann es weniger greifen und ich fühle mich dem Lauf der Dinge oft ausgeliefert.» Auch «wirtschaftliche Ängste» beschäftigen ihn. Was, wenn er einmal nicht mehr der «Beste und Schnellste» ist? Wird er dann seine Sponsoren verlieren und kann er dann seine Vortragsäle noch füllen? Er stelle sich oft die Frage: Was mache ich nach dem Bergsteigen? «Da habe ich noch keine Lösung und auch wenig Selbstvertrauen.»

Noch ist Steck auf Kurs. Seine Solo-Kletterei über Eiger, Mönch und Jungfrau glückt ihm problemlos. Die weite Strecke von Grindelwald über die ausgesetzten Grate bis hinab nach Stechelberg schafft er in 16 Stunden und 10 Minuten. Die Bilder, die sein Fotograf Robert Bösch aus dem Helikopter gemacht hat, sind spektakulär und lassen sich gut vermarkten. Wie gewohnt lösen die Aufnahmen Emotionen aus, lassen niemanden kalt. Jeder versteht auf den ersten Blick: Stürzt Steck, gibt es kein Überleben. Dass viel Können, Erfahrung und Freude am Bergsteigen hinter der Leistung steckt, blendet der Betrachter automatisch aus. Er sieht nur den drohenden Tod. Steck ist sich der Wirkung bewusst und er kokettiert gerne damit. Denn es sind die Risiken und Gefahren, die dem Alpinismus den Mythos verleihen. Und Steck den Nimbus. ●

*Natascha Knecht* (\*1969) schreibt als Journalistin und Buchautorin hauptsächlich über Bergsport. Ihre Freizeit verbringt sie am liebsten in den Nordwänden der Hochalpen. Sie hat gelernt: Wäre der Erfolg sicher, hätte eine Fels- oder Eistour nur halb so viel Reiz. Sie ist gebürtige Berner Oberländerin und lebt heute in Zürich.



«Scheitern ist ein Umweg,  
keine Sackgasse.»

Der Motivationstrainer **Zig Ziglar (1926–2012)** hat 33 Bücher geschrieben, darunter den Bestseller *See You at the Top*, und unzählige podcasts produziert, in denen er seine Erfolgsbotschaften vorträgt.

# Gruppentherapie mit Spassfaktor?

**Die FuckUp Nights zelebrieren mit viel Witz den beruflichen**

**Misserfolg und rütteln an festgefahrenen Vorstellungen.** Die globale

Bewegung ist 2012 in Mexiko entstanden und hat seit zwei Jahren in der Schweiz Fuss gefasst. Ein Ortsbesuch in Genf.

Claudia Langenegger

Der Abend ist sommerlich lau, hohe Bäume umgeben die herrschaftliche Genfer Stadtvilla, das Fin de Siècle verströmt seinen Charme, gepflegtes Geschnatter tönt über den Rasen des Parks. Zum Aperitif wird Wein, Bier und Trüffel-Popcorn gereicht. Die Gäste wirken interessiert, gebildet und aufgeräumt, man denkt an ehrgeizige Hochschulabsolventen und tatkräftige Berufsleute mit erfolgreichen Lebensläufen. Doch heute Abend geht es hier um das Gegenteil: Thema ist berufliches Scheitern, Misserfolg, die Pleite und Abgründe abseits der glänzenden Fassade des Erfolges.

«I fucked it up», sagen die Angelsachsen umgangssprachlich dazu. «Ich habe es versiebt, Mist gebaut, in den Sand gesetzt», heisst dies zu Deutsch. Und ganz unverkrampft nennt sich der Anlass «FuckUp Night».

Das Publikum hat mittlerweile im eleganten Salon mit dem wohligh knarrenden Parkett Platz genommen. Gastgeber ist Réginald, ein wirbliger Romand mit haitianischen Wurzeln. Bevor er erklärt, worum es heute hier geht, sorgt er für die passende Stimmung: «Kürzlich habe ich einen alten Freund getroffen, der mich fragte, was ich so mache», erzählt er. «Ich antwortete ihm: Die FuckUp Night organisieren. Er meinte entgeistert: Eine Orgie also?» Das Gelächter ist gross, die Stimmung heiter, Réginald grandios. Beschwingt fährt er fort: «Über Misserfolg spricht man in der Schweiz nicht. Man glaubt, ein Versager zu sein, wenn ein Business nicht klappt. Das ist falsch. Denn Scheitern ist normal. Misserfolge gehören sogar zu den besten Momenten der Karriere», sagt der Romand, während ihm das Publikum aufmerksam zuhört. «Wenn du scheiterst, lernst du etwas. Es hilft dir, weiterzukommen», so seine Überzeugung.

Das Konzept des Abends: Drei bis vier Leute erzählen in kurzen Vorträgen über ihr Scheitern, in 7 Minuten und 10 Folien. Anschliessend gibt es eine Fragerunde. Die heutigen Experten in Sachen Misserfolg sind Mathieu, der mit seiner Kleiderboutique Konkurs gegangen ist, Marie-Eve, die das Scheitern als festen Teil ihres beruflichen Alltags erlebt, und Vincent, der beruflich bisher kaum etwas auf die Reihe gekriegt hat.

«Ich weiss sehr gut, wie man schnell viel Geld verbraten kann», beginnt Mathieu und erzählt von seiner hippen Boutique und seinen vielen unüberlegten Entscheiden. Etwa, als er zusagte, bei einer vielversprechenden Messe mitzumachen. Sein Kleidershop endete zwischen einem

Stand mit Pole-Tänzerinnen und Verkäufern von Putzmitteln. Anstelle von Tageslicht gab es nur elendes Neon, die Stimmung war im Keller, die Umsätze ebenso: All seine coolen Kleider blieben unbeachtet liegen. Er unterstützte zwei Jungdesignerinnen aus reiner Gutmütigkeit beim Start, der schnell flopppte. Er steckte Zeit und Geld in ein Kunstevent, das sich als finanzielles Desaster erwies. Der Konkurs war unausweichlich. Doch Mathieu hat viel gelernt: Heute führt er eine Agentur, die Pop-Up Stores organisiert.

Vor zwei Jahren hat Gastgeber Réginald in Genf die erste FuckUp Night organisiert. Der 29-Jährige besitzt eine eigene Marketingagentur und packt gerne Neues an: «Ich hatte genug von den üblichen Networking-Anlässen», erinnert er sich. «Ich spürte, wie viele Leute das Bedürfnis nach mehr hatten. Sie wollten etwas Ehrliches.»

Viel Ehrlichkeit bringt auch Schauspielerin Marie-Eve mit. Die hübsche, grossgewachsene junge Frau sieht nicht so aus, als sei Misserfolg ihr täglicher Begleiter. Und doch ist dies so: Vorsprechen ist Teil ihres Berufs, die dazugehörigen Absagen ebenso. Eines von zehn an Castings ist erfolgreich – maximal. «Dies ist ein guter Schnitt in der Branche», meint sie. Dennoch frass sich Selbstzweifel bei ihr ein. «Vierzig, fünfzig Absagen verdaust du nicht einfach so», erinnert sie sich. Ihre Taktik: «Ich versuchte, dem Misserfolg auszuweichen.» Das war, wie sie selbst sagt, nichts als lächerlich: Sie färbte sich die Haare rot, weil ein Regisseur ihr Braun zu klassisch fand. Zupfte sich die Augenbrauen, weil diese zu kräftig waren. Zeigte kein Decolleté mehr, nachdem sie zu hören bekam, ihre Schlüsselbeine trügen zu sehr auf.

All ihr Verbiegen nutzte jedoch nichts: «Ich musste aufhören, allen gefallen zu wollen.»

Marie-Eve hat gelernt, die Misserfolge als das zu nehmen, was sie sind: Als Teil ihres Berufsalltags.

Wie Mathieu illustriert auch Marie-Eve ihre Worte mit witzigen Fotos, zeigt eine gute Portion Selbstironie und die Fähigkeit, über sich selbst zu lachen. Denn «FuckUp Night» heisst abgekürzt «FUN» – zu Deutsch «Spass». Dieses Wortspiel ist Absicht, denn an der «FUN» soll keiner im bitteren Ernst des Misserfolges versinken. Weder die Referenten noch die Zuhörer.

Unterhaltsam ist auch die Geschichte von Vincent, der eine mitleidserregende Folge von Fehlentscheiden zum Besten bringt. Er besuchte die Technischule, ohne ein Flair für Technik zu besitzen, er begann, Bootsbauer zu

lernen, obwohl er zwei linke Hände hat, und versuchte trotz seiner Agoraphobie, im Warenhaus als Kassierer zu arbeiten. Seine Irrfahrt durch abgebrochene Ausbildungen und unmögliche Arbeitsstellen führten ihn zur Einsicht, immer offen zu bleiben für Neues. Irgendwann kam sogar bei ihm das Passende: Heute ist er Radiomoderator.

In der Schweiz fanden bisher vierzehn FUNs statt, acht davon in Genf. Es gibt sie ebenfalls in Lausanne, Renens VD, Basel, St. Gallen und Zürich. Etwa 70 Gäste besuchen jeweils den Anlass, an grösser angedachten Events sind es bis zu zweihundert. Voranmeldung ist obligatorisch, die Zuschauerzahl beschränkt.

Die FUN funktioniert nach dem Franchising-System: Wer eine FuckUp Night organisieren will, löst bei den Gründern eine Lizenz und ist dabei. Die Idee ist 2012 in Mexiko entstanden. Fünf Freunde, allesamt junge, mutige und gescheiterte Unternehmer, kamen bei einer ausgiebigen Runde Mescal auf ihre Misserfolge zu sprechen. Es war der Moment der Inspiration: Sie stellten begeistert fest, wie spannend und inspirierend das Thema ist, und organisierten bald darauf mit Freunden die erste FuckUp Night. Sie professionalisierten ihre Idee, die rasant rings um den Globus Fuss fasste. Mittlerweile gibt es die FUN in 164 Städten in 43 Ländern. Fast täglich findet irgendwo auf der Welt eine FuckUp Night statt, in manchen Monaten an bis zu 80 verschiedenen Orten. Laufend kommen neue Städte dazu.

Der Erfolg der FuckUp Nights in Genf hat viel mit Gastgeber Réginald zu tun. Wie ein Wirbelwind packt er die Gäste mit seinem humorvollen Charme und auch heute schafft er das scheinbar Unmögliche: Jungunternehmer Tobias ist bereit, spontan von der Pleite seiner einst gut laufenden Internetfirma zu sprechen. Bei ihm gibts keine witzigen Bilder, keine humorvolle Doppelbödigkeit, dafür jedoch viel Offenheit und bewundernswerte Ehrlichkeit.

Tobias erzählt, wie 60 Prozent der Aufträge von einem einzigen Kunden abhingen. Als er gerüchteweise hörte, dass dieser umstrukturieren und wegziehen würde, reagierte er nicht. Von einem Tag auf den andern fehlten die Aufträge und damit viel Geld. Es war zu spät, die Firma zu retten. Sein Fazit: «Wenn jemand dir sagt: ‹Da läuft etwas!› – dann nimm es ernst und reagiere.»

Es dauerte beinahe zwei Jahre, bis er das finanzielle und persönliche Fiasko einigermassen verarbeitet hatte.

Réginald hatte zu Beginn des Abends gesagt, man würde heute lachen. Vielleicht auch weinen. Gelacht wurde viel, doch weinen tut niemand. Die Geschichten waren echt und ehrlich, rührten jedoch nicht an schmerzhaften Abgründen. Die FUNs sollen spassig, gutgelaunt und leicht verdaulich sein. Auf unterhaltsame Weise die Kultur des Weitermachens, des Wieder-Aufrappeln einführen. Es geht nicht um Katharsis, Gruppentherapie, feinfühliges Befindlichkeitsrunden.

Und so sind die Gäste auch aus ganz unterschiedlichen Gründen an die FuckUp Night gekommen.

Für manche ist es ein soziales Event: «Ich kenne Réginald. Er macht immer coole Sachen», sagt eine junge Frau. «Ich betreibe Networking», gibt ein Grafikdesigner zu. «Es ist ein toller Anlass, denn es ist spannend, über das Scheitern zu sprechen. Nur Success-Stories sind langweilig», findet ein Jungunternehmer.» Oder: «Ich bin seit kurzem selbständig. Ich möchte wissen, wie es anderen Jungunternehmerinnen geht», sagt die Businessfrau.

Es gibt aber auch betroffene Unternehmer, die sich nach einer Pleite neuen Mut holen: «Hier kann ich wenigstens darüber sprechen.»

Diese schöne Villa mit ihrem ausladenden lauschigen Park scheint so gar nicht zum Thema Misserfolg zu passen. Zu sehr ist in unseren Köpfen festgesetzt, dass jemand, der scheitert, eine gescheiterte Existenz ist. Und an einem prachtvollen Ort wie diesem also nichts zu suchen hat. Scheitern kann jedoch nur, wer auch den Mut hat, etwas zu wagen. Die FuckUp Nights zeigen dies deutlich: Erfolg und Misserfolg liegen eben ganz dicht beieinander. ●

Informationen zu FuckUp Nights:  
<http://fuckupnights.com/events/>  
[www.facebook.com/fun.switzerland](http://www.facebook.com/fun.switzerland)  
[www.facebook.com/FUN.StGallen](http://www.facebook.com/FUN.StGallen)  
[www.facebook.com/FUN.basel](http://www.facebook.com/FUN.basel)

*Claudia Langenegger* hat in Bern und Venedig Kunstgeschichte und Philosophie studiert und arbeitet seit über zehn Jahren für deutschsprachige Magazine und Wochenzeitungen. Sie schreibt gerne Reportagen und Porträts über soziales Engagement. Sie mag die Freiheit des Fahrradfahrens, die Wildheit des Boxens, die Eleganz von Ballett, die Kreativität des Zeichnens, die Schönheit der deutschen Schriftsprache und scheitert tagtäglich daran, ihre vielfältigen Interessen unter einen Hut zu bringen und ihre hohen Ansprüche textlich umzusetzen.



Pascal Häusermann, *The End?*, 2006. Backsteine mit Gravuren, 205 x 170 x 180 cm.

*Werk in der Ausstellung*

### Wer wagt, gewinnt?

Die regelmässig aufeinandergeschichteten Backsteine der fragilen Skulptur *The End?* stehen noch im Gleichgewicht. Der Turm ist nach dem Konstruktionsprinzip des Geschicklichkeitsspiels «Jenga» aufgebaut, bei dem es darum geht, ein beliebiges Bauelement zu entfernen und erneut auf dem Turm abzulegen, ohne dass er zusammenfällt. Pascal Häusermann setzt das Spiel in einem stark vergrösserten Massstab um und erschwert damit die Spielbedingungen: Die oberste Ablagefläche ist kaum erreichbar. Zudem sind die ansonsten hölzernen Bausteine aus zerbrechlichem Backstein. Stürzt der Turm zusammen, ist ein erneutes Spielen unter gleichen Bedingungen nicht mehr möglich.

Für Pascal Häusermann steht das Auseinanderbrechen der Skulptur in Analogie zu der biblischen Erzählung «Turmbau zu Babel» im Alten Testament. Die Menschen scheitern. Sie können die Stadt und ihren Turm nicht zu Ende bauen, weil sie einander nicht mehr verstehen. Indem Pascal Häusermann Backstein als Material für seine Skulptur verwendet, zitiert er wiederum das gescheiterte Bauprojekt. In jedem Backstein ist zudem das Wort «Das Ende» in 36 verschiedenen Sprachen eingraviert. Der Künstler thematisiert damit das Ende der einheitlichen Sprache bzw. die Sprachverwirrung, die aus der babylonischen Geschichte resultierte, und spielt gleichwohl auf das Entstehen von etwas Neuem an. *sk*

**Pascal Häusermann** (\*1973, Chur) lebt und arbeitet in Zürich. Der gelernte Steinbildhauer arbeitet vor allem skulptural. Er wurde mit mehreren Atelieraufenthalten ausgezeichnet, unter anderem mit dem «Cité Internationale des Arts» des Kantons Zürich.

# Das **stumme** Scheitern

**Täglich scheitern Menschen mit Ideen und Projekten, über die nie jemand spricht:** Dem Sanitärinstallateur geht das Geld aus, der Sportler verfehlt die Medaille, die Firmenfusion platzt. Und doch sind diese Pleiten oft erst der Nährboden, auf dem andere Ideen erfolgreich umgesetzt werden können.

Sebastian Kunert

Im Schatten der medialen Aufmerksamkeit vollzieht sich ein nahezu alltägliches, dramatisches Scheitern. In seinem Buch *Absteiger. Die Kunst des Verlierens* beschreibt der Soziologe Martin Doehlemann in Fallbeispielen, wie soziales Abrutschen geschieht und wie jeder auch seines Unglückes Schmied sein kann. Die ganz Mutigen unter ihnen gründen ein eigenes Unternehmen, womit das Scheitern bereits nahezu vorprogrammiert ist. Und die Zahl der erfolglosen Start-ups schwankt. Laut dem Schweizerischen Bundesamt für Statistik sind nach fünf Jahren über die Hälfte aller Neugründungen wieder vom Markt verschwunden. Sie scheitern zumeist an sich selbst und weniger an mangelnder (finanzieller) Unterstützung oder zu wenig Kundschaft. Die Folgen solch misslungener Neugründungen müssen die Initiatoren oft persönlich tragen, im Extremfall durch Privatinsolvenz. Die Ausgestossenen stehen mit ihrer «Schuld» dann alleine da. Im drastischsten Fall sind sie gezwungen, sich als gescheiterte Personen öffentlich zu bekennen. Man findet sie dann abseits der grossen Bühnen in diversen Selbsthilfegruppen wie den «Anonymen Insolvenzlern», wo sie darum ringen, trotz zehnjähriger Kreditwürdigkeit und sechsjähriger Rechenschaftspflicht gegenüber einem Insolvenzverwalter ihre Zuversicht und ihre Würde zurückzuerlangen.

## Lernen von Olympia

Auch in etablierten Organisationen kennt man das stumme Scheitern nur zu gut. Immer dann, wenn Unternehmen, Behörden oder Vereine die Pfade des Gewohnten verlassen, um eine Idee zur Marktreife zu bringen, längst überfällige Strukturreformen durchzuführen oder Wertschöpfungsprozesse zu ändern, betreten sie unbekanntes Land. Das Etablierte und dessen Vorzüge aufzugeben, ist meist verbunden mit der Hoffnung, das Neue biete mehr Vorteile, minimiere die bisherigen Unzulänglichkeiten und rechtfertige die Kosten der Veränderung. Um sich vor dem Risiko des Scheiterns zu schützen, gliedern Organisationen solche Entwicklungs- und Veränderungsprozesse gerne aus und gründen zeitlich befristet eine kleine Tochter mit eigenem Budget, Personal, Strukturen und Prozessen. Wir kennen sie unter der Bezeichnung «Projekt». Die Quote der gescheiterten Vorhaben ist durchgängig hoch. So bringen beispielsweise Firmenzusammenschlüsse in weniger als der Hälfte

aller Fälle die gewünschten Ergebnisse, gelingen IT-Projekte nur zu zirka einem Drittel und knapp 85 Prozent aller technischen Entwicklungen erlangen nie die Marktreife. Die Gründe dafür sind vielschichtig. Wiederkehrend tauchen in Studien die vier Faktoren «Ungenauere Ziele», «Schlechte Kommunikation», «Mangelndes Commitment» sowie «ausufernde Komplexität» auf.

In anderen Bereichen ist das stumme Scheitern noch ausgeprägter. In der Wissenschaft wird Erfolg gerne anhand publizierter Forschungsergebnisse und gewährter Drittmittelanträge bewertet. Die Ablehnungsquote liegt jedoch bei über 80 Prozent, was zur Gründung neuartiger Wirtschaftszweige wie «Dissertationshilfe» und «Antragsberatung» geführt hat. Im Leistungssport gelten Rekorde und Medaillen als Gradmesser. Bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro wurden 306 Gold-, Silber- und Bronzemedailles vergeben, um die 11 458 Sportler kämpften – 11 152 von ihnen gingen also leer aus. Die Anzahl der nicht einmal qualifizierten Sportler geht in die Millionen. Sowohl die Wissenschaft als auch der Leistungssport produzieren Scheitern quasi am Fliessband, weitgehend unbemerkt von jedweder öffentlichen Aufmerksamkeit.

## Folgenreiche Fehler

Beide Formen des Scheiterns – das laute, inszenierte als auch das stumme, alltägliche – haben gemeinsam, dass es sich um Fehlschläge existentiellen Ausmasses handelt. Trotz eines entspannteren Umgangs und diverser gesellschaftlicher Unterstützungsformen haftet dem Scheitern noch immer der Nimbus des Unumkehrbaren, Unwideruflichen, Unumgänglichen, Endgültigen, Ausweglosen an.

Verändert man jedoch den Bezugsrahmen und löst sich von einzelnen Personen, ergibt sich oft ein ganz neues Bild. Dann sind anfänglich gescheiterte Vorhaben die Grundlage eines späteren Erfolgs. Wäre der italienische Seefahrer Christopher Columbus nicht vollkommen gescheitert bei seinem tollkühnen Versuch, eine Westpassage nach Indien zu finden, der amerikanische Kontinent wäre erst viel später entdeckt worden. Hätte der US-amerikanische Erfinder Thomas Edison nicht mehr als 9500 Fehlversuche überstanden, eine Glühbirne dauerhaft zum Leuchten zu bringen, das elektrische Licht stünde uns nicht zur Verfügung. Der Staubsauger-Erfinder James Dyson kommentierte seine Erfahrungen mit den Worten:



«Exactly 5,126 attempts to make the first bagless vacuum cleaner were failures – some catastrophic disappointments, some minor defects. It took 15 years. Prototype 5,127 was the success.» Scheitern – wie auch Erfolg – ist eine nachträgliche Bewertung. Sie macht sich an den ursprünglichen Zielsetzungen fest. Aus heutiger Perspektive war die Erfindung des Penicillins ein voller Erfolg. Vor fast 100 Jahren galten die Zustände im Labor des schottischen Mediziners Sir Alexander Fleming als chaotisch. Ganze Versuchsreihen scheiterten an verunreinigten Bakterienkulturen.

In vielen Fällen bildet das Scheitern des einen auch die Grundlage für den Erfolg eines anderen. Wenn ein erfolgloser Existenzgründer anschliessend seine Ideen in einem etablierten Unternehmen umsetzt, profitieren beide vom vorangegangenen Misserfolg und den daraus gezogenen Lehren – ein Effekt, der sich sogar volkswirtschaftlich nachweisen lässt. Unter Bergsteigern im Himalaya-Gebirge kann empirisch gezeigt werden, dass die Erfahrung des Bergführers aus tödlich geendeten Missionen der beste Garant für einen erfolgreichen Aufstieg ist. Der ehemalige Trainer des FC Bayern München, Pep Guardiola, fasste seine Sichtweise einmal in die Worte: «Wenn du 6:0 gewinnst, ist es schwer, etwas zu lernen.»

Mitunter kann Scheitern sogar gewollt sein. In der Entwicklung neuer, innovativer Verfahrenstechniken werden deren Grenzen solange ausgereizt, bis das Produkt nicht mehr funktionstüchtig ist. In der Bedienung von Maschinen lassen Sicherheitsbarrieren in technischen Anlagen gefährliche Handlungen und deren unmittelbare Folgen fehlschlagen, bevor sie ihre volle Schädigung entfalten. Zur Führungskräfteentwicklung vertraut man potenziellen Kandidaten kleinere Projekte an, um ihre Managementeigenschaften unter realen Bedingungen zu testen und für sich selbst als auch für das Unternehmen Erkenntnisse bezüglich der weiteren Karriere zu gewinnen. In all diesen Fällen ist durch das kontrollierte Scheitern in kleinerem Rahmen ein noch grösseres Scheitern abgewendet.

## Im Sprint zur Innovation

Hier zeigt sich das viel beschworene Lernpotenzial im Misserfolg. Werden glücklose Vorhaben systematisch evaluiert, Fehlschläge in Teamsitzungen angesprochen oder Erfahrungen aus missratenen Ansätzen zu Empfehlungen umgewandelt, ist schon einiges gewonnen. Gerade kleinere Fehler in Bereichen, wo bereits Erfahrungen im Umgang mit dem Scheitern bestehen, eignen sich bestens, um die Mechanismen hinter dem Versagen zu analysieren

und das eigene Risikobewusstsein zu schärfen. Eine weitere Möglichkeit, sich das Scheitern zu Nutze zu machen, besteht in einem kleinteiligeren, interaktiven Vorgehen. Im Projektmanagement wird durch die «Scrum» genannte Methodik der klassische Drei-Schritt aus Planung – Umsetzung – Bewertung abgelöst durch kurze Entwicklungszyklen, an deren Ende ein erster Prototyp steht, der bereits getestet werden kann. Durch solche «Sprints» lassen sich frühzeitig erste wertvolle Erfahrungen machen, auf deren Basis man weiterarbeitet. Auf diese Weise verliert das Scheitern seine existenzbedrohende Bedeutung und wird zu einem wichtigen Baustein in der erfolgreichen Entwicklung einer Innovation.

Letztlich lässt sich das Scheitern nicht verbannen. Die sichere Alternative bedeutet Dominanz des Immergleichen und damit Stillstand, Verkrustung und Apathie. Wer in der Hoffnung auf Erfolg etwas wagt, geht immer das Risiko ein, alles zu verlieren. ●

*Sebastian Kunert* ist Partner der artop GmbH, einem Institut der Humboldt-Universität zu Berlin. Er berät Organisationen und Führungskräfte in Fragen von Strategie, Innovation und Unternehmenskultur und ist Fachhochschul-Professor für Personal & Organisation. Er hat mehrere Bücher und Artikel zum Thema publiziert, hält Vorträge und gibt Workshops. Sein Sammelband *Failure Management – Ursachen und Folgen des Scheiterns* (Springer Verlag) untersucht in 16 Kapiteln das Scheitern – vom Management über Beratung, Führung und Weiterbildung bis hin zum Sport. Das Buch bietet einen aktuellen Stand der Forschung sowie zahlreiche Praxisbeispiele und Handlungshilfen.

# «Beflügelt von dieser Kraft»

## Christen kommen mit dem Scheitern zurande – könnte

**man meinen.** Die biblischen Erzählungen sind voll von Menschen, die mit Getöse oder leise gestrauchelt sind und denen Jesus Christus, der Zimmermannssohn aus Nazareth, wieder auf die Beine hilft. Bis er selbst am Ende seines Lebens brutal scheitert. Überlegungen des Jesuitenpaters Franz-Xaver Hiestand zu Glaube, Spiritualität und dem Christentum als einer Religion, die vom Scheitern weiss und Fehler zulässt.

Gläubige Christinnen und Christen orientieren sich auch heute an Jesus, der Hauptfigur der Evangelien. Sie wollen seinen Weg auf je eigene Weise fortsetzen. Demnach sollten sie eigentlich mit dem eigenen Scheitern weniger Mühe bekunden, könnte man vordergründig vermuten.

Und eigentlich könnten sich auch viele andere Menschen befreit dem Christentum zuwenden, weil es nicht nur aufgrund der Geschichten, die sich um seine Gründerfigur Jesus Christus ranken, sondern auch aufgrund der Art, wie es heutzutage verkündet und gelebt wird, einen entlastenden, konstruktiven Umgang mit dem Scheitern ermöglicht. Doch offenbar ist die Sache vertrackter.

Gesamtgesellschaftliche Entwicklungen haben dazu geführt, dass heute viele zu den Siegern zählen wollen und das Scheitern stigmatisiert wird, obwohl es die Erfahrung von zahlreichen Menschen ist. Nicht wenige beispielsweise kommen sich vor, als befänden sie sich auf einer Rolltreppe. Wenn sie gefragt werden, wie sicher ihr Arbeitsplatz sei, haben sie das Gefühl, immer schneller nach unten zu fahren und gegen die Treppe anrennen zu müssen, um nicht abzustiegen. Schliesslich schwinden ihre Kräfte, und sie werden runter gedrängt, wo sie dann mit mehreren Verwundungen liegen bleiben. Andere geraten in den Sog einer Suchterkrankung, und dritte erfahren, dass sie das einmal öffentlich und verbindlich ausgesprochene Ja zum Partner nicht weiter durchtragen können.

Da eröffnet ein Blick auf das christliche Programm Perspektiven. Denn das Scheitern zählt zu seinem Kern, seiner Software. Jesus Christus, der dieses Programm begründet hat und in geheimnisvoller Weise bis heute beseelt, ist auf allen Ebenen gescheitert; in der Öffentlichkeit genauso wie vor den Augen seiner Weggefährtinnen und Weggefährten. Seine grausame Hinrichtung am Kreuz war für all jene, die auf ihn hofften, eine Katastrophe. Er selbst verliess diese Welt mit einem Schrei. Der Jesuit Hermann Kügler schreibt: «In der Todesstunde tritt Jesus – wie jeder Mensch – mit seiner ganzen Existenz in ein völliges Dunkel hinein, von dem er nicht weiss, was danach kommt.»

In der Folge durften die Jünger aber erfahren, dass ihnen Gott selbst in Jesus so nahe gekommen ist wie nie zuvor und der Ermordete nun weiterlebt. Das hat sie zum Glauben, ja zur Überzeugung geführt, dass der Nazarener auferstanden ist, sich ihre Beziehung zu ihm weiterentwickelt und auch von seiner Seite her immer wieder neu genährt wird. Paulus, der bald zu ihnen stiess, hat diese Erfahrungen dann in hochkomplexen, auch paradoxen Gedankengängen niedergeschrieben. Sie zählen zu den Grundlagen des Christentums und provozieren und faszinieren bis heute. Unter anderem schreibt der frühere Christenverfolger im ersten Brief an die Korinther, dass das Törichte an Gott weiser und das Schwache an Gott stärker ist als die Menschen. Gemäss Paulus hat Gott gerade dadurch, dass sein Sohn zuerst deprimierend gescheitert und danach zu neuem Leben erweckt wurde, die bis dahin gängige Wertehierarchie vollkommen durcheinandergebracht. Galt es zuvor als erstrebenswert, ein physisch starker Athlet oder Soldat und ein hochgeschätzter, redegewandter Philosoph und Staatsmann zu werden, waren seit den Geschehnissen um den Rabbi aus Nazareth nicht mehr primär die vordergründige körperliche Stärke und geistige Klugheit entscheidend. Sondern was zählte, war nun das, was in den Augen der bisherigen Opinion-Leaders als schwach und töricht, ja als idiotisch galt.

Immer wieder kreist Paulus um den Gedanken, dass sich gerade dort, wo jemand zu kurz kommt, sein Leben als gebrochen und seine Lebensprojekte als gescheitert betrachtet, Gott in seiner Grösse zeigt.

Mit solchen Überlegungen und Spekulationen nimmt eine geistige Bewegung ihren Anfang, die bis in die Gegenwart Spuren hinterlässt. Wenn der Rockmusiker Bruce Springsteen heute in einem Interview sagt, dass Erfolg kein Name Gottes ist, wenn der zeitgenössische italienische Philosoph Gianni Vattimo den Begriff «schwaches Denken» prägt oder der französische Jesuit, Soziologe und Kulturphilosoph Michel de Certeau von «la faiblesse de croire» («Glaubensschwachheit») spricht, sind dies alles letztlich Echos auf die damaligen paulinischen Entwürfe und Konzepte. Sie dokumentieren zudem, dass das Christentum seit seiner Gründungsgeschichte ein be-

eindruckendes Potenzial anzubieten hat, um Prozessen Sinn abzurufen, in denen Menschen zerbrechen oder Entwicklungen endgültig zum Stillstand kommen.

Freilich hat die christliche Betonung des Schwächlichen, Zerbrechlichen und Verachteten auch zu allen Zeiten Gegner auf den Plan gerufen. Richtig in Rage geriet beispielsweise Friedrich Nietzsche. Man tue gut daran, Handschuhe anzuziehen, wenn man das Neue Testament lese, giftete er Ende des 19. Jahrhunderts in seinem Buch *Der Antichrist*. Denn das Werk sei dermassen unreinlich, dass man geradezu dazu gezwungen werde, sich vor ihm zu schützen. Ja, die Christen würden Paulus' Lob für die Zukurzgekommenen und ihr Scheitern nicht nur als Trost angesichts ihrer eigenen Schwächen betrachten, sondern sich aufgrund ihrer Schwächen den anderen so gar überlegen fühlen.

Eine solche Polemik mag für unbefangene Ohren heute befremdlich klingen. Sie lässt sich aber nachvollziehen, wenn man bedenkt, dass es zu allen Zeiten Menschen gab, die von einem Vis-à-vis in höchst unsensibler Weise mit paulinischem Gedankengut traktiert wurden. Wer gerade seinen Lebensentwurf in Trümmern sieht, erträgt es kaum, wenn ihn jemand ohne Feingefühl mit dem Paulus-Satz «denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark» trösten möchte.

Trotzdem birgt das Christentum grossartige Entwürfe, dem Scheitern Sinn abzurufen. Denn es beruht erstens auf einer Niederlage, der Ermordung des Hoffnungsträgers am Kreuz, und zweitens auf der Verheissung, dass Gott selbst diese Katastrophe, wie jeden anderen Bruch im menschlichen Leben, ins Positive wenden kann. Beinahe einzigartig im Vergleich zu anderen Religionen ist auch, dass im Christentum Gott selbst in seinem Sohn mit dem Tod in Berührung kommt. Dem christlichen Gott sind Verspottung, Folter und Scheitern nicht fremd. Deswegen ist das Potenzial da, dass auch Christen mit Scham, Beleidigung und Niederlagen zuversichtlicher umgehen können. Ob ihnen dies jedoch gelingt, ist keineswegs von vornherein klar.

Möglich werden kann es ihnen, wenn sie das Scheitern bei sich selbst oder anderen ernstnehmen und aushalten, manchmal lange aushalten. Die Entwicklung, die zum Tiefpunkt führte, müssen sie allenfalls in Gedanken und Gefühlen noch einmal vollziehen. Um in der biblischen Sprache zu bleiben, es muss zuerst Raum für den Karfreitag in all seinem Grauen geschaffen werden. Erst dann darf Ostern kommen.

Möglich werden kann es ihnen auch, wenn sie lernen, ihr eigenes Scheitern im fremden, überindividuellen

Rahmen der Bibel neu zu sehen und zu deuten. In ihrer Sprachlosigkeit finden sie vielleicht Wortvorlagen bei biblischen Figuren, die gescheitert sind und dann geklagt haben; allen voran bei der Figur Hiob aus dem Ersten Testament und bei Jesus selbst. Wenn Menschen nicht mehr selbst imstande sind, ihr Leid auszudrücken, können sie es auf der Basis biblischer Psalmen und anderer Notschreie, die von archetypischen Vorstellungen durchdrungen sind, einüben. Auf diese Weise gelangen sie neu in Bewegung. Mit Hilfe der zuerst fremden Texte und Figuren betreten sie Schritt für Schritt eine neue Heimat. Anhand der Erfahrungen, welche sich in diesen biblischen Erzählungen verdichtet haben, vernehmen sie den Appell, in ihrer eigenen Geschichte das Scheitern und sogar eigene Fehler nicht als End-, sondern als Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung zu sehen.

Später, wenn sie den Tiefpunkt durchschritten haben und zurückblicken, können sie sich dann sagen, dass sich ihnen selbst in den dunkelsten Phasen der Leere und des Grauens bereits eine namenlose, heilende Kraft zugewandt hat. Beflügelt von dieser Kraft, können sie die jesuanische Dynamik von Scheitern und Neubeginn zu ihrer eigenen machen und sie weitervermitteln. Und je verletzbarer sie sich dabei machen, umso offener können sie künftig mit dem Scheitern umgehen und sich und anderen Menschen dienen. ●

*Franz-Xaver Hiestand* (\*1962) ist Superior der Zürcher Jesuitengemeinschaft und verantwortlich für das aki, die katholische Hochschulgemeinde, Zürich. Im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn leitete er die 30-tägigen Grossen Exerzitien und regelmässig Exerzitien mit Filmen. 2015 war er Mitglied der ökumenischen Jury am Filmfestival von Locarno. Seit er facebook beigetreten ist, steht unter seinem Namen: «Jesuit, engagiert für mehr Glaube und Gerechtigkeit in Kirche und Welt, im Wissen, dabei zu scheitern.» Und in seinem Büro hängt Catarina Carstens Satz: «Zu den Siegern mit den hochgerissenen Armen und dem Triumphschrei werde ich nicht gehören. Aber vielleicht zu denen, die mitten im Meer den Wimpel der Hoffnung hissen beim Schiffbruch.»



Teresa Margolles, *Cine Tonallan*, *Cine Alameda* und *Cine Estudiante*, alle aus der Serie *Recados Póstumos*, 2006. Farbfotografie, ca. 113 x 140 cm. Courtesy of the artist and Galerie Peter Kilchmann, Zurich.

*Werk in der Ausstellung*

## Eindringliche Worte

Teresa Margolles bringt Auszüge aus Abschiedsbriefen von Menschen, die Suizid begingen, an die Fassaden verlassener Kinos in Guadalajara an und fotografiert sie anschliessend. «Por la constante represión que recibo de mi familia» (Wegen der ständigen Unterdrückung durch meine Familie). Die Namen der Selbstmörder verschweigt die Künstlerin. Einzig das Alter setzt sie zu den Texten. «19 Jahre» steht hinter dem Zitat des vom Verfall gezeichneten Cine Estudiante. Margolles nennt die Serie *Recados Póstumos* (Posthume Nachrichten). Die zerfallenden Gebäude symbolisieren Verlassenheit. Mit den Zitaten

werden die letzten Momente menschlichen Lebens buchstäblich in sie eingeschrieben. Während die Kinos jedoch wieder zum Leben erweckt werden könnten, ist das menschliche Leben, dessen Zeilen wir lesen, unwiderruflich vorüber. Für Margolles geht es bei der Serie unter anderem um Gedanken über den inneren seelischen Zustand eines Menschen im Gegensatz zum rein körperlichen. Als Gerichtsmedizinerin hatte sie jahrzehntelang tote Körper vor sich auf dem Seziertisch. Diese bleibenden Eindrücke wollte sie zurück auf die Strasse bringen und Fragen nach den Gründen aufwerfen: Warum wählte dieser Mensch

**Teresa Margolles** (\*1963) wurde in Culiacán, Mexiko, geboren. Die studierte Kommunikationswissenschaftlerin und diplomierte Gerichtsmedizinerin setzt sich in ihrer Kunst mit dem Tod auseinander. Margolles kennt keine Berührungängste mit dem Tod und greift manchmal zu ungewohnten Mitteln, wie Blut oder Körperfett, um die menschliche Tragödie hinter abstrakten Begriffen wie «soziale Ungerechtigkeit» und «Armut» sichtbar zu machen.



den Freitod? Welche Botschaft hat er für wen hinterlassen? Die Gesellschaft spricht beim Suizid von einer gescheiterten Existenz und empfindet den Freitod als absolutes Scheitern. Indem Margolles die persönlichen Briefe, welche an die Angehörigen gerichtet waren, in der Öffentlichkeit präsentiert, verweist sie nicht nur auf das tragische Schicksal der Betroffenen, sondern lässt die Zeilen zu stummen Anklagen werden: Bei solcherart Scheitern sind immer auch gesellschaftliche Strukturen für die jeweilige Tragödie mitverantwortlich. *sk*



«Viele Eroberungen scheitern mehr  
an der Ungeschicklichkeit der Männer  
als an der Tugend der Frauen.»

**Ninon de Lenclos (1620–1705).** Die französische Kurtisane und Salonière galt als Meisterin des geistvollen Gesprächs, war äusserst geachtet am Hof von König Ludwig XIV und behielt als unverheiratete Frau ihre Unabhängigkeit bis zum Ende ihres Lebens.

# Erzählen, um besser zu verstehen

Lebensgeschichten aufschreiben kann ein Weg sein, die eigene Situation besser zu verstehen. **Die heilsame Kraft von Gespräch und Autobiografie beschreibt Brigitte Boothe.**

«Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.» Ein geflügeltes Wort, das der junge Dichter Torquato Tasso in Goethes gleichnamigem Drama spricht. Er muss schwere Enttäuschungen hinnehmen, doch findet das Seelenleid der literarischen Figur Ausdruck in der Sprache. Auch wir Menschen müssen im Alltag nicht im Leid verstummen. Ein Weg zum besseren Verständnis der eigenen Situation ist, sich erzählend anzuvertrauen. Was bewegt, bedrückt und belastet, kann Ausdruck in Lebensgeschichten finden. Dann bleibt man mit den unvermeidlichen Enttäuschungen, Kränkungen und Misserfolgen nicht allein.

Ich sitze einer betagten Frau im Altersheim gegenüber. Ihr kleines Zimmer wirkt luftig und hell, und die schöne alte Dame spricht mit lebhafter Mimik. Auf dem kleinen Tisch vor ihr liegen Tagebücher. «Seit ich im Heim bin», sagt sie, «tut es mir gut, aufzuschreiben, was ich erlebt habe. Sie glauben gar nicht, wie dann manchmal alles lebendig wird.» Frau Maier – so will ich sie nennen – erzählt mit grosser Freude von ihrem Beruf als Bibliothekarin, den sie sich hart erkämpft hatte. Es ging stetig aufwärts und wurde beruflich immer interessanter. Auch das Familienleben organisierte sie geschickt und souverän: «Ich hatte so viel Elan! Und wenn ich mit dem Velo zur Arbeit unterwegs war und manchmal ins Dorf hinunter sah, war ich glücklich.» Aus den Kindern wurden Erwachsene, Frau Maier war rundum beschäftigt. Nur ihr Ehemann zog sich still immer mehr zurück.

Nun wird Frau Maier ernst und traurig im Gespräch. Bewegt erzählt sie davon, wie ihr Mann – gerade pensioniert – plötzlich einen Herzinfarkt erlitt und unverzüglich ins Krankenhaus gebracht werden musste. Sie wollte ihn begleiten, doch der Notfalldienst sagte, es müsse ganz schnell gehen, sie solle zuhause bleiben und auf telefonische Nachricht warten. «Ach», erzählt sie weinend, «noch jetzt sehe ich sein Gesicht vor mir. Er schaute mich so verzweifelt an, seinen Blick, seinen traurigen Blick kann ich nicht vergessen. Ich würde mir wünschen, dass wir mehr Zeit miteinander verbracht hätten, dass ich ihm in den letzten Jahren näher gewesen wäre. Er starb allein. Wenn ich daran denke... Dass ich nicht bei ihm war, als er mich brauchte, beschäftigt mich oft. Dann ist mir schwer ums Herz und ich mache mir Vorwürfe: Du warst eine schlechte Ehefrau, immer war der Beruf das Erste. Aber jetzt, wie ich erzähle, wird mir etwas leichter ums Herz.»

Gemeinsam denken wir nach, über die besonderen Herausforderungen, die eine Frau ihrer Generation zu

meistern hatte. Denn da waren die Erwartungen an die Frau, für die Familie da zu sein. Oft fehlte die Unterstützung für Ausbildung und Beruf; auch das Wissen darüber, wie die Eheleute einander sowohl Nähe schenken als auch Freiheit gewähren könnten.

In Gesprächen mit alten Menschen, in der Biografiearbeit und in der Psychotherapie wird immer wieder deutlich, wie wichtig der persönliche Dialog und wie wichtig auch das Schreiben ist: Jede Lebensgeschichte ist von Konflikten gezeichnet. In jeder Lebensgeschichte gibt es enttäuschte Hoffnungen, gescheiterte Pläne, Belastungen, an die man im Kummer zurückdenkt. Besonders gravierend wird das für Menschen, die sich ungerecht behandelt, zurückgesetzt, durch die Schuld anderer geschädigt sehen. Hader und Bitterkeit können das Lebensgefühl dauerhaft, ja unüberwindlich belasten. Gram und Anklage beherrschen ihr Gemüt. Die erzählende und schreibende Aufarbeitung des Erlebten kann auch hier einen, oft langen, Weg aus der Finsternis aufzeigen.

Geschichten, ausgehend von eigenen Erlebnissen, bei denen überraschende humorvolle Wendungen eine grosse Rolle spielen, können heilen. Krise – Scheitern – menschliche Misere: das sind Zumutungen für die persönliche Stabilität und das Selbstgefühl. Es braucht den verlässlichen Anderen zur eigenen Wiederherstellung und Erholung. Dieser Andere, seien es Lebenspartner, Familienmitglieder, Freunde oder Fachleute, zeigt Sympathie und Anerkennung, ermuntert dazu, sich nachträglich erzählend und erinnernd der Erfahrung zu stellen, er hilft und berät bei der rückblickenden Einschätzung. Er hilft aber auch, wieder Mut zu fassen, Zuversicht zu gewinnen. Der Austausch bringt neues Standvermögen, Anerkennung im Gespräch und veränderte Perspektiven.

Humor ist klug, aber nicht streng und daher eine grossartige Möglichkeit, den eigenen Irrungen und Wirrungen auf die Spur zu kommen, ohne dass es gleich tragisch wird. Humor steigert die emotionale Intelligenz in Krisen des Selbstgefühls und macht deutlich, dass man einer Illusion erlegen ist, insbesondere einer Illusion über sich selbst. Man nimmt dies zwar als Kränkung zur Kenntnis, verfällt aber nicht in Hader und Bitterkeit, sondern nimmt zur eigenen blinden Selbstliebe einen souveränen Standpunkt der grosszügigen Kritik und des nachsichtigen Wohlwollens ein.

Der erzählende und nachdenkliche Umgang mit dem Scheitern im biografischen Gespräch kann dazu führen, dass man das Leben und sich selbst mit neuen Augen

sieht. Man gelangt von Kummer, Hader oder Resignation zu einer neuen Lebenseinstellung und einem freundlichen Realismus sich selbst gegenüber. Gerade weil Frau Maier offen war und nichts beschönigte, weil sie es sich nicht bequem machte, sondern eigenen Versäumnissen nachging, weil sie ihrer Gesprächspartnerin gegenüber den Mut zur Ehrlichkeit aufbrachte und nicht auf billigen Trost spekulierte, gewann sie neues Selbstbewusstsein und neue Selbstachtung. Sie konnte über das Unwiederbringliche trauern, aber sie blieb darin nicht stecken. Sie konnte den gemeinsamen Weg, den sie in der Biografiearbeit erzählend und schreibend zurückgelegt hatte, nutzen, um ihre Beziehungen zu den Enkeln zu vertiefen und eine neue Freundschaft anzuknüpfen. Und – das gibt es eben nicht nur im Märchen – ein zarter Flirt bahnte sich an. ●

*Brigitte Boothe, Prof. em. Dr. phil. beschäftigt sich vor allem mit Traumanalyse, Theorie und Praxis des Erzählens in der Psychotherapie, im biografischen und literarischen Schreiben sowie mit der Psychoanalyse des Wünschens. Sie weiss, wie es ist, wenn ein begonnener Weg nicht zum erhofften Ziel führt: «Das geht mir nach, damit setze ich mich auseinander, und ich hoffe, dass es mir hilft, mein berufliches Leben und mich selbst besser und genauer zu verstehen. Humor braucht es dabei auch.»*

## Wie gelingt das Leben?

**Die Welt beobachten, den Moment geniessen, Glück spüren:** Der Slam-Poet Jonas Balmer ist 19 Jahre alt und Scheitern ist in seiner Welt weit weg. Dafür hat er ein Rezept für den guten Alltag. Er komponierte es an einem regnerischen Nachmittag im optimistischen Zwiegespräch mit sich selbst. Es liest sich wie das Manifest einer ganzen Generation.

Ich sitze im bequemen Ohrensessel auf dem runden Teppich des Wohnzimmers. Zwei Freunde unterhalten sich mit Controllern in der Hand und ich frage mich, den Fernseher im Rücken, wie das Leben gelingt.

### **Was bedeutet für dich gelingen?**

*... Gelingen bedeutet für mich, wenn man mit einem gesunden Sinn für das Reale und viel wahrer Fantasie immer neugierig bleiben kann.*

Durch die grossen Fenster dringt ein Licht, das eine angenehme, der Stimmung des friedlich bewölkten Tals entsprechende Kühle auf den Moment wirft.

### **Für wen ist das nicht so?**

*... Für engstirnige und gestresste Leute.*

Hinter dem Balkon ist es grün. Im Vordergrund kann man in den Blättern eines einsam stehenden Baumes die Bewegungen des Windes beobachten, während die Nadelbäume am windgeschützten Hang einen beinahe starren Eindruck machen.

### **Was gelingt denen?**

*... Sich selbst einen Weg zu pflügen, der sie ihrer Meinung nach sicher an dessen Ende bringt.*

Über allem liegt ein schimmernder Film in der Luft. Der Nieselregen lässt auf meinem Gesicht ein Lächeln erscheinen, denn mir fällt ein, dass wir heute nicht aus dem Haus müssen.

### **Wie kann es allen gelingen?**

*... Indem jeder für sich im Moment zu leben lernt.*

Wir waren gestern einkaufen und wurden für den Krampf des Aufstiegs von gesundmachendem Wetter begleitet. Jetzt können wir in der Wohnung sein, wenn wir hungrig sind, Essen machen, duschen, wenn uns danach ist, lesen oder fernsehen, wenn wir Lust haben, reden und schweigen.

### **Soll es überhaupt allen gelingen?**

*... Auf jeden Fall.*



Eine Fliege schlägt verdutzt eine Schraube in der Luft, nachdem eine Scheibe ihr den Weg abgeschnitten hat, und fliegt in meine Richtung. Sie landet gekonnt auf der Armlehne und reibt sich höhnisch die vorderen Gliedmassen, als wisse sie etwas, das ich nicht weiss.

**Wann weiss man, dass es jemand anderem gelingt?**

... Wenn einem Dinge auffallen, die man gern an sich selbst sieht oder sähe.

Ich verscheuche sie mit einer schlappen Handbewegung von ihrem Sitzplatz. Die Fliege zieht meine Aufmerksamkeit mit durch den Raum, wo sie sie am Fenster stehen lässt, während das beflügelte Geschöpf erneut mit dem Glas kollidiert.

**Wie weiss man, ob der- oder diejenige dies selber weiss?**

... Mit Wissen über menschliches Verhalten und Intuition.

Mein Blick lässt die Fliege los und schweift auf dem über den Bäumen schimmernden Film hin und her.

**Ist es schlecht, wenn man es nicht selber weiss?**

... Nein.

Ich bekomme mit, wie die beiden Spielenden sich zujubeln, doch verbleibe mit meinen Augen auf der nassen Luft.

**Ist es gut, wenn man es selber weiss?**

... Ja.

Der Wind lässt gewundene Strukturen darin entstehen, die ihm folgen und zeigen, wie schön ein solches Zusammenspiel sich präsentieren kann.

**Würdest du lieber mit einer die letzte Frage bejahenden oder verneinenden Person ein Gespräch führen?**

... Mit einer verneinenden Person, weil mich ihre Ansichten interessieren.

Der Vorhang aus kleinen Wassertropfen schwingt vergnügt durch die Luft und hüllt eine Idylle der ruhigen Bewegung um die Situation.

**Mit wem redet die andere, wenn ihr danach ist?**

... Mit denen, die sich in ihrem Standpunkt bestätigt wissen müssen.

Ich schleife mich aus dem Ohrensessel und verscheuche auf dem Weg zur Balkontür eine Fliege vom Esstisch.

**Was gelingt einem, wenn nicht das Leben?**

... Ideen vom Leben von anderen.

Ich trete nach draussen und sehe Wolkengebilde an den Bergspitzen entlangschleichen. Am Ende des Tals schwingen neblige Schleier, die sich weich auf die Wälder legen und die Bäume Teil einer geheimnisvollen Szenerie werden lassen.

**Wer will das?**

... Die anderen.

Es scheint, als sei da der Moment versteckt, den alle suchen.

**Lebst du gerne?**

... Ja.


Ich schliesse die Augen und ich weiss, er ist da. Ich weiss, er wird gehen, doch ich weiss, er ist da.

**Kennst du Menschen, die nicht so antworten würden?**

... Ja.

Und ich weiss, dass ich im Moment alles habe, wonach es mir im Moment steht. ●

Jonas Balmer absolvierte im Sommer 2015 die Matura. Danach arbeitete er als Tempel, war in Deutschland auf einer Slam-Tournee und nahm im gleichen Jahr an den deutschsprachigen Slam-Poetry-Meisterschaften teil. Er gewann den Titel «u20 Slam Champion».



«Nur diejenigen, die sich trauen, in  
grossem Stil zu scheitern, können auch  
in grossem Stil Erfolg haben.»

Senator **Robert F. Kennedy (1925–1968)** kandidierte bei den  
Präsidentenwahlen 1968 und wurde während der Vorwahlen  
bei einer Veranstaltung im Hotel Ambassador in Los Angeles an-  
geschossen; er erlag seinen Verletzungen am nächsten Tag.



Silvio Lorusso, *Kickended*, 2014. Screenshots der Website [www.kickended.com](http://www.kickended.com).  
*Werk in der Ausstellung*

## Null Erfolg

Auf der Website *Kickended* sammelt Silvio Lorusso Projekte der Crowdfunding-Plattform Kickstarter, welche innerhalb der vorgegebenen Zeit mit null Dollar unterstützt wurden. Aktuell umfasst die Sammlung des italienischen Medienkünstlers 11.276 Projekte. Auf *Kickended* können diese, so der Künstler, ein zweites Dasein leben, ganz ohne Erfolgsdruck, einfach um ihrer selbst willen. Sie alle stehen für Projekte, die – zumindest auf Kickstarter – Träume geblieben sind.

Wie zum Beispiel der Herr aus Florida, der eine Bar eröffnen möchte, in der man zugleich malen und Wein trinken kann. Sein Projekt blieb auf Kickstarter erfolglos. Auch eine Glückwunschkarten-Designerin aus England, die Geld für ihre gebastelten Karten sammeln wollte, hatte null Erfolg. Ob ein Projekt auf

Kickstarter Erfolg hat oder nicht, bleibt unberechenbar. Millio-nenschwere Projekte sind bereits auf der Website erfolgreich gestartet und doch scheitert mehr als die Hälfte aller vorge-stellten Ideen.

Lorusso sammelt die erfolglosen Projekte, um die Vorstellung von Scheitern zu thematisieren. «Es ist einfach, sich negativ oder zynisch über diese Ideen zu äussern», sagt Lorusso. «Ich respektiere Kickstarter, aber ich denke, als System sollte es auch kritisch betrachtet werden, vor allem wenn es mit der Idee des amerikanischen Traums (jeder kann es aus eigener Kraft nach oben schaffen) spielt.»<sup>1</sup> Die Kickstarter-Website zeigt in-teressanterweise nur erfolgreiche Projekte. Und genau dieser Tatsache setzt der Medienkünstler seine Arbeit entgegen. *sk*

**Silvio Lorusso** [\*1985, Puglia] ist Künstler, Designer und Forscher. Er interessiert sich in seinem Schaffen für das Spannungsverhältnis zwischen Technologie und Gesellschaft. Aktuell arbeitet er im PublishingLab der Amsterdam University of Applied Sciences.

1 Nell Frizzel im Gespräch mit Silvio Lorusso, zit. nach *The Guardian*, 14. November 2014.

# Pleitiers an den Pranger?

Das heutige Konkursrecht ermöglicht gescheiterten Unternehmern einen Neubeginn, während die Gläubiger auf ihren Schulden sitzenbleiben. Das war jahrhundertlang undenkbar. **Eine historische Betrachtung.**

Dorothee Guggenheimer

Jährlich scheitern in der Schweiz rund 12 000 Firmen und Private; etwa die Hälfte der Konkurse entfällt dabei auf im Handelsregister eingetragene Unternehmen. Viele davon enden ohne Konkursprozess. Findet dennoch ein Prozess statt und werden ausnahmsweise Reporter in die Gerichtssäle geschickt, sind sich diese in ihrer Deutung meist einig: Das 2014/15 erfolgte Urteil im sogenannten «Erb-Prozess» – sieben Jahre Haft für gewerbsmässigen Betrug, mehrfache Urkundenfälschung und mehrfache Gläubigerschädigung – wurde von den berichterstattenden Medien einhellig als «hart» beurteilt. Umgekehrt wurden die Freisprüche der Swissair-Manager und Verwaltungsräte vor fast zehn Jahren reihum als adäquat beurteilt, unbesehen davon, dass bei dieser grössten Pleite in der neueren Schweizer Geschichte viele Angestellte ihre Arbeit, Aktionärinnen ihr Kapital und Lieferanten hohe Summen verloren hatten.

Diese Freisprüche der Swissair-Führung sind damit zu erklären, dass Insolvenz heutzutage keinen Straftatbestand darstellt. Nur wer betrügerisch in Konkurs geht, vorsätzlich Gläubiger durch Vermögensverminderung schädigt oder sich durch Nachlässigkeit oder Spekulation verschuldet, wird zu einer Geld- oder Freiheitsstrafe verurteilt. Diese Delikte konnten den Swissair-Verantwortlichen jedoch nicht nachgewiesen werden.

Früher hatte eine Insolvenz gravierende Folgen. Besonders die Gerichte des 16., 17. und frühen 18. Jahrhunderts kannten gegenüber Konkursiten keine Gnade. Anders als heute war Zahlungsunfähigkeit generell ein Delikt, und zwar selbst dann, wenn keinerlei betrügerisches Verhalten festgestellt werden konnte. Nach früherem Rechtsempfinden schädigten Konkursiten die Allgemeinheit, und dies allein war Grund genug, sie zu bestrafen.

Standardstrafe im Gebiet der heutigen Schweiz war die Verbannung. Mit einem Bann von mehreren Jahren wurden bis weit ins 18. Jahrhundert die meisten Konkursiten bestraft. Die Länge und die Distanz zum Herkunftsort variierten je nach Schuldenhöhe und Anzahl Gläubiger. In der Ostschweiz betrug die durchschnittliche Wegweisung anlässlich wirtschaftlichen Scheiterns drei Jahre, doch auch zehn Jahre oder lebenslange Verbannung sind überliefert.

Hatte Betrug (mit) zum Konkurs geführt, drohte den Verursachern die Todesstrafe, die öffentlich vollzogen wurde. Waren die betrügerischen Bankrotteure rechtzeitig geflohen und unauffindbar, inszenierten die Richter eine Art Stellvertreterprozess. Vor versammelter Bevölkerung liessen sie dann Bilder des Anlitzes oder Namenstafeln,

denen Schimpfworte beigefügt waren, am Galgen hochziehen und lange hängen.

Nicht nur (symbolische) öffentliche Hinrichtungen, sondern auch andere Strafarten hatten explizit demütigenden Charakter. Konkursiten mussten zum Beispiel als Teil ihrer Strafe täglich den belebten Marktplatz wischen und dabei ihre Fesseln so tragen, dass jeder, der vorbeikam, diese sah. Die wirtschaftlich Gescheiterten sassen in der Kirche auf separaten Plätzen – gut sichtbar für die restlichen Kirchgänger. Überdies galten für Konkursiten oft weitere Verhaltensregeln: Sie mussten sich besonders bescheiden kleiden, durften keine Feste besuchen und mussten, wenn sie auf der Strasse zusammen stehenden Menschen begegneten, zur Seite treten und vorbeigehen; oft verloren sie auch das aktive und passive Wahlrecht.

Die gesellschaftlichen Folgen wirtschaftlichen Scheiterns waren früher also enorm: Auch Jahre später identifizierten soziale Zeichen die Konkursiten eindeutig. Hinzu kamen die langwierigen finanziellen Folgen für die Gescheiterten: Auch nach Jahrzehnten konnten Gläubiger von den Konkursiten oder von deren Kindern, welche die Schulden geerbt hatten, ihre Ausstände einfordern. Die Folge: Armut oder Bedürftigkeit, teilweise über Generationen. Das frühere Schuld- und Konkursrecht ist demnach als überaus gläubigerfreundlich zu werten.

Die heutigen Gesetze hingegen weisen eher gläubigerfeindliche – beziehungsweise schuldnerfreundliche – Aspekte auf. Zwar können Gläubiger im Rahmen eines formellen Konkursverfahrens ihr Geld zurückfordern. Nur: Ein solcher Antrag ist riskant. Ein Konkursverfahren wird ausschliesslich dann durchgeführt, wenn der Gläubiger die Verfahrenskosten übernimmt. Arbeitnehmer, die beispielsweise offene Lohnforderungen haben, sind jedoch oft nicht in der Lage, mehrere tausend Franken für ein Verfahren mit ungewissem Ausgang vorzustrecken. Und selbst wenn Gerichte angerufen werden, geschieht dies häufig erst zu einem Zeitpunkt, an dem die finanziellen Mittel einer Firma so geschmälert sind, dass nicht mit einem Erlös gerechnet werden kann. Darauf deutet die grosse Anzahl mangels Aktiva eingestellter Konkursverfahren hin. Die frühere Gläubigerfreundlichkeit ist also einer gewissen Gläubigerfeindlichkeit gewichen.

Ganz anders ist die Situation hingegen für die gescheiterten Unternehmer. Für sie ist die Einstellung eines Konkursverfahrens überaus positiv: Bei juristischen Personen führt sie nämlich automatisch zum Verfahrensabschluss. Unternehmer müssen also ihren Verpflichtungen

nicht mehr nachkommen. Und damit nicht genug: Sie können gar nahtlos ein neues Unternehmen gründen, die bisherigen Mitarbeitenden weiterbeschäftigen sowie unter Umständen auch das Inventar der eingegangenen Firma kostengünstig aus der Konkursmasse heraus übernehmen. Wenn sie unter neuem Firmennamen schuldenfrei weitermachen, schädigen sie potenziell neue Gläubigerinnen und Gläubiger. Findigen Pleitiers ermöglicht das Konkursrecht der Gegenwart also gar einen Wettbewerbsvorteil!

Die über Jahrhunderte vorherrschende Gläubigerfreundlichkeit ist also einer Schuldnerfreundlichkeit gewichen. Dies gilt nicht nur für verschiedene Staaten in West- und Mitteleuropa, sondern auch für die USA. Konkurse sind für die Verursacher zwischenzeitlich oft nur eine biografische Randnotiz, während sie früher die eigene Zukunft und auch diejenige der Nachfahren durch finanzielle Sorgen und soziale Ächtung prägten.

Stellt diese Entwicklung den Fortschritt dar, als der sie gemeinhin gedeutet wird? Soll tatsächlich ein Neubeginn für die Schuldner – nicht selten auf Kosten der Gläubiger – im Zentrum des Interesses stehen? Die Antwort der Politik ist klar; gerade letztes Jahr wurde in der Vernehmlassung zur geplanten Gesetzesrevision festgehalten, dass sich die Rechtsordnung am «Regelfall redlicher Unternehmer, die eine zweite Chance» verdieneten, ausrichten

soll. Dieser Meinung scheint auch die Bevölkerung zu sein. Daraus auf eine allgemeine Haltung gegenüber «zweiten Chancen» zu schliessen, wäre aber irreführend. Es erklingen nämlich immer wieder (parteilich geschürte) Rufe nach Verschärfungen der Gesetze. Diese betreffen jedoch in der Regel völlig andere Strafgemeinschaften. Meistens sind das solche, die emotional stärker aufgeladen sind, wie das Sexualstrafrecht oder auch das Ausländergesetz. Wirtschaftsdelikte hingegen sind in diesen öffentlichen Diskursen meist ausgenommen. ●

*Dorothee Guggenheimer* studierte in Zürich Allgemeine Geschichte und doktorierte anschliessend an der Universität Augsburg mit einer Arbeit zum Thema «Kredite, Krisen und Konkurse». Sie arbeitet als stellvertretende Stadtarchivarin der Ortsbürgergemeinde St. Gallen und lebt mit ihrer Familie in Zürich. Kürzlich hatte sie grosse Lust auf eine Mousse au Chocolat. Schnell schritt sie in den nächsten Grossverteiler, eilte mit dem erworbenen Dessert nach Hause, holte einen Löffel hervor, setzte sich hungrig an den Tisch – und scheiterte am Öffnen des Plastikverschlusses.

## Der **letzte** Triumph

**Scheitern Männer anders als Frauen?** Ja. Ihre Antwort auf Niederlagen, die sie als ganz persönliche Kränkung empfinden, ist häufig der Selbstmord. Das hat viel mit den immer noch starren Geschlechterrollen zu tun. Gewalt gegen sich selbst, das zeigt die Geschichte, hat dabei Tradition.

Yvonne-Denise Köchli

Als ich eines Tages aus dem Ausland zurückkam, habe ich in der Zeitung gelesen, dass sich der ehemalige CEO der Zurich Versicherung das Leben genommen hatte. Schon wieder ein Opfer, habe ich gedacht. So ein lebenswürdiger, interessierter Mensch! Unsere Berufswege hatten sich ein paarmal gekreuzt. Ich weiss nicht, wie oft mich mein Chefredaktor, als ich noch im Journalismus tätig war, beauftragt hat, die Selbsttötung eines Managers oder Chefarztes zu deuten und eine Analyse zum männlichen Scheitern vorzulegen.

Seit Jahren ist die Suizidrate in der Schweiz, die leicht über dem internationalen Durchschnitt liegt, in etwa konstant und liegt bei gut 1000 Personen. Rund drei von vier Selbsttötungen fallen auf Männer. Während sich Frauen

häufig vergiften oder von einem Turm stürzen, bringen sich Männer durch Erschiessen oder Erhängen um.

Die Frauenbewegung – sie war trotz vielen Rückschlägen die erfolgreichste soziale Bewegung des 20. Jahrhunderts – hat dafür gesorgt, dass es für Frauen mehr Spielarten im Leben gibt und dass die starren weiblichen Geschlechterrollen aufgelöst werden. Sie hat erreicht, dass Frauen nicht mehr auf Haus und Herd reduziert werden, sondern Zugang zu allen Ausbildungen und Berufen haben, dass sie flexibel arbeiten können und dass sie nicht auf Kinder verzichten müssen, wenn sie Karriere machen wollen. Auch wenn Letzteres nach wie vor nur bedingt möglich ist.

So haben die Frauen recht gut begriffen, dass die alten Antagonismen, die seit Ende des 18. Jahrhunderts gelten, nichts taugen: Der Mann als Kultur, die Frau als Natur. Der Mann als Geist, die Frau als Seele. Der Mann als Vernunft, die Frau als Gefühl. Der Mann als Aktivität, die Frau als Passivität. Der Mann als Öffentlichkeit, die Frau als Privatheit. Der Mann als Gewalt, die Frau als Güte... Verdienst der Frauenbewegung ist unter anderem, dass Geschlechtergerechtigkeit keine einseitigen Beschränkungen verträgt, weder für die Frau noch für den Mann. Ein Vogel mit nur einer Schwinge kann schliesslich auch nicht harmonisch durch die Lüfte segeln.

Entweder mit Interesse oder aber mit Argwohn haben die Männer den Feminismus nun verfolgt, daraus aber für sich selbst kaum je Konsequenzen gezogen. Die meisten richteten sich im sogenannten Co-Feminismus ein. Der Begriff stammt von Markus Theunert. Er ist ein Pionier der politischen Männerbewegung im deutschen Sprachraum. Co-Feministen sind für ihn Wölfe im Schafspelz der Geschlechtergerechtigkeit: «Sie reden wie Männer von morgen und handeln wie Patriarchen von gestern, smarte Saboteure mit klugen Strategien.»

Während die Frauen viel an sich gearbeitet und zahlreiche, wenn auch längst nicht alle Stereotype überwunden haben, blieben viele Männer in den rigiden, alten Korsetts gefangen. Sie dürfen ihren Körper zu Leistungszwecken gebrauchen, aber nicht in ihrem Körper zuhause sein. Sie dürfen ihren Verstand gebrauchen, aber sie dürfen nicht allzu viel fühlen. Schmerz und Krankheit gehören nicht zu ihrem Repertoire. Ihre Sozialisation ist ein lebenslanges Narzissmus-Training, das nach dem Prinzip der ständigen Ausgrenzung des Andersartigen funktioniert. Und sie bleiben auch heute noch meist abwesende Väter und ebensolche Lebenspartner und sind einzig in der Berufswelt richtig verankert. Häufig fühlen sie sich nicht einmal sonderlich mächtig, sondern leiden unter «dem dramatischen Kontrast von kollektiver Privilegiertheit und persönlicher Unsicherheit», wie es der führende Männerforscher Robert W. Connell formuliert. Für Markus Theunert sind sie «Bonsai-Männer, die Gefängniswärter und Gefängnisinsassen in Personalunion sind».

Stösst ihnen etwas zu, fahren sie eine Niederlage ein, dann reagieren sie häufig mit Gewalt: Auch mit Gewalt gegen sich selbst. Weil sie jahrelang nur eingleisig gefahren sind, bleiben ihnen ganz viele mögliche Optionen verschlossen. «Das dunkle Kapitel der Geschichte der Männlichkeit heisst Gewalt und Aggression», schreibt der renommierte österreichische Historiker Ernst Hanisch und fährt fort: «In narzisstischen Männerkrisen mit ihren Verletzungen ist der Ausweg häufig Aggression und Vernichtung des Objektes von Hass und Begierde: Vernichtung der Frau, real oder zumindest symbolisch, aber auch Selbstvernichtung durch pausenlose Arbeit, Alkoholismus und Selbstmord.»

Es gibt derzeit leider wenig Hoffnung, dass sich daran etwas ändert. Denn Gewalt ist im Moment allgegenwärtig! Und Gewalt gilt wieder als richtig männlich! «Wir leben in einer Zeit der Schocks und Krisen», schreibt *Der Spiegel* und titelt: «Apocalypse Now». In Köln werden in der Silvesternacht Hunderte von Frauen sexuell belästigt, Putin lobt die pöbelnden russischen Hooligans in Frankreich, Trump ruft zu Gewalt gegen Andersdenkende auf, Erdogan tötet, verhaftet und entlässt alle, die seinen fundamentalistischen Kurs nicht mittragen, vom sogenannten Islamischen Staat ganz zu schweigen... Die Aufgeklärten müssen momentan all ihre Kräfte darauf verwenden, wenigstens die bestehenden Errungenschaften zu verteidigen, von Fortschritt keine Rede.

Als man 1894 die Olympischen Spiele wiederbelebte, verband man damit die Hoffnung, dass der Sport Männergewalt und Kriege überflüssig machen würde. Eigenschaften, die Männern gemeinhin zugeschrieben werden, wie Disziplin, Aggression, Siegeswille und so weiter, könnten so vernünftig kanalisiert werden. Doch wir alle wissen: Der Sport mit seinen korrupten Komitees und Verbänden hat diese Hoffnung zerstört.

Wo gibt es einen Hoffnungsschimmer? Mir fällt auf, dass derzeit viele sozialwissenschaftliche Studien mit dem Ausblick schliessen. Er verheisst: eine neue Zivilgesellschaft mit einer Allianz von modernen Frauen und Männern, die sich individuell und politisch aus dem Opfer-Täter-Dualismus befreit haben – und sich an eine Neuaushandlung des Geschlechtervertrags heranwagen. Als Optimistin klammere ich mich gerne an diesen Strohalm. Aber mehr als ein Strohalm ist diese wünschenswerte Vision wohl nicht. ●

Yvonne-Denise Köchli (\*1955) hat 2003 den Xanthippe Verlag gegründet, der auf journalistische Sachbücher und Schweizer Belletristik spezialisiert ist. Die promovierte Germanistin war davor über 20 Jahre im Journalismus tätig und hat als Ghostwriter für Manager und Bundesräte gearbeitet. Seit 35 Jahren beschäftigt sie sich mit Genderfragen. Als ihr grösstes Scheitern empfindet sie, dass es ihr noch nie gelungen ist, ein Buch, ein eigenes oder ein verlegtes, auf die deutsche Bestsellerliste zu hieven. Ihre Biografie über Iris von Roten (*Eine Frau kommt zu früh*) war neun Monate auf der Schweizer Bestsellerliste.

# Gestärkt aus der Krise

## Der Begriff Resilienz hat eine erstaunliche Karriere hingelegt.

Ein sperriger Fachbegriff aus der Psychologie ist zum Alltagswort geworden. Es beschreibt kurz und knapp, was lange seelische Widerstandskraft hiess. Wo die Resilienz im Körper wohnt, warum sie hilft, Rückschläge zu bewältigen, und wie man das innere Stehaufmännchen trainieren kann, erklärt Isabella Helmreich.

Der Begriff *Resilienz* ist aktuell in aller Munde. Er leitet sich aus dem Lateinischen «resilire» (= abprallen, zurückspringen) ab und ist ursprünglich in der Physik und Materialkunde verortet. Hier beschreibt er die Eigenschaft eines Werkstoffes, sich verformen zu lassen und dennoch in die ursprüngliche Ausgangsform zurückzukehren. In der Psychologie und Medizin hingegen wird das Fachwort zur Charakterisierung der jedem Menschen innewohnenden «seelischen Widerstandskraft» verwendet. Also der Fähigkeit, die psychische Gesundheit während oder nach widrigen Lebensereignissen aufrechtzuerhalten oder zurückzugewinnen.

Der Begriff *Resilienz* beschwört innere Bilder von Bäumen, die sich im Sturm biegen, aber nicht brechen. Diese Fähigkeit möchte doch jeder haben – mit dem Wind schwingen, aber nicht daran brechen, nicht scheitern.

Früher dachte man, dass Resilienz eine unveränderbare Persönlichkeitseigenschaft sei. Heutzutage wissen wir, dass sie nur zum Teil genetisch veranlagt ist. Denn man kann sie trainieren, und zwar bis ins hohe Alter.

Das Konzept der Resilienz als psychische Widerstandskraft entwickelte sich in den 1950er Jahren in den USA. Die Entwicklungspsychologin Emmy Werner stellte in einer Studie fest, dass etwa ein Drittel der Kinder trotz schwerwiegender Risikofaktoren zu gesunden und erfolgreichen Erwachsenen heranwuchsen. Diese Kinder verfügten über bestimmte personale und soziale Ressourcen/Schutzfaktoren, die Auswirkungen der negativen Entwicklungsbedingungen abmilderten. Dazu gehörten individuelle Eigenschaften wie ein positives Temperament, hohe Sozialkompetenz, ein aktives Bewältigungsverhalten, aber auch äussere Faktoren wie die enge emotionale Bindung zu einer wichtigen Bezugsperson oder ein unterstützendes soziales Umfeld ausserhalb der Familie (Freunde, Schule, Kirche).

## Wann Stress keine Chance hat

Dass manche Menschen trotz grosser psychischer oder physischer Belastungen mental gesund bleiben, lässt darauf schliessen, dass es «Schutzmechanismen» im Gehirn gibt, die deren Widerstandskraft gegenüber Stress erhöhen. Resilienz beschreibt somit nicht die eine Methode, sondern ist ein ganzer Blumenstraus von verschiedenen Fähigkeiten und Ressourcen, die Menschen helfen, effektiv mit schwierigen Situationen umzugehen. Das Zusammenspiel

dieser Faktoren ist jedoch hoch komplex. Bis heute ist man dabei, die Zusammenhänge zu erforschen und besser zu verstehen. Wo die Resilienz zum Beispiel im Gehirn «sitzt» beziehungsweise welche Strukturen und Vernetzungen im Gehirn einen widerstandsfähigen Menschen auszeichnen, ist bisher noch weitgehend unerforscht. Und doch liegt hier die Zukunft der Wissenschaft. Denn das Gehirn als Resilienz-Organ – als verantwortliche Schaltzentrale dafür, dass wir mit schwierigen Situationen und auch dem Scheitern im Leben gut umgehen können – rückt immer mehr in den Forschungsfokus.

*Resilienz* und *Scheitern* sind kein Widerspruch. Auch Menschen, die viele Ressourcen und Schutzfaktoren besitzen, stossen auf Situationen, die sie nicht meistern können, da ihnen bestimmte Fähigkeiten oder Ressourcen, die sie genau für diese Situation brauchen, fehlen oder sie hier ihren «wunden Punkt» haben. Auch sie können scheitern, schaffen es aber, schneller wieder aus der Krise herauszufinden.

## Innere Stärke als Superkraft

Obwohl es grosse Unterschiede in der Methodik und den in der Resilienzforschung untersuchten Stichproben gibt, kommen viele Studien zu ähnlichen Ergebnissen. Sie destillieren Faktoren heraus, die innerlich starken Menschen helfen, Krisen besser als andere zu bewältigen. Dazu gehören im Erwachsenenalter zum Beispiel:

- *Aktives Coping*, die aktive Bewältigung von Stress sowie kritischen oder traumatischen Lebensereignissen zum Beispiel mithilfe problemorientierter Lösungsstrategien
- *Selbstwirksamkeitserwartung*, das Vertrauen, Anforderungssituationen aus eigener Kraft bewältigen zu können
- *Optimismus*, eine Tendenz, ein positives Ergebnis zu erwarten
- *Soziale Unterstützung*, also Zugriff auf ein funktionierendes soziales Netzwerk zu haben
- *Kognitive Flexibilität*, die Fähigkeit, mein Denken und Handeln flexibel den Umweltbedingungen anzupassen
- *Religiosität/Spiritualität*, die Übernahme von Glaubensüberzeugungen und Teilnahme an religiösen Aktivitäten beziehungsweise Beschäftigung mit Sinnfragen des Lebens

- *Positive Emotionen*, auch angesichts von Stress oder traumatischen Erfahrungen, regelmässig positive Gefühle und Stimmungen zu erleben
- *Hardiness*, die Grundhaltung, aktiv an verschiedenen Lebensbereichen mitzuwirken, Situationen als kontrollierbar zu empfinden und Anforderungen als Herausforderung wahrzunehmen
- *Selbstwertgefühl*, die positive Bewertung der eigenen Person

In den letzten zehn Jahren wurden vor allem in den angloamerikanischen Ländern Programme zur Resilienzförderung entwickelt. Sie haben zum Ziel, einen oder mehrere der oben genannten Faktoren in einer bestimmten Zielgruppe (z.B. Arbeitnehmer, Soldaten, chronisch Kranke) zu stärken. Dabei hat sich gezeigt, dass Resilienztrainings eine positive Wirkung auf das Stresserleben, die Resilienzfaktoren und das psychische Wohlbefinden haben.

### Markt der Zukunft

In Europa und insbesondere auch der Schweiz und Deutschland mangelt es bisher jedoch an wissenschaftlich fundierten Programmen zur Resilienzstärkung. Dennoch boomt der Markt für Trainings zum Thema. Selten sind diese Programme jedoch in ein theoretisches Konzept eingebettet, geschweige denn wissenschaftlich überprüft. Um diese Lücke zu schliessen, wurde eine europaweit einzigartige Wissenschaftszentrale zum Thema in Mainz (D) gegründet: das *Deutsche Resilienz-Zentrum* (DRZ, [www.drz.uni-mainz.de](http://www.drz.uni-mainz.de)).

Neben der Erforschung des Gehirns als «Resilienz-Organ» ist auch eines der Ziele des DRZ, Lebensumfelder und Strukturen (z.B. Arbeitsstrukturen) so zu verändern, dass Resilienz auch dort gestärkt und stressbedingten Erkrankungen vorgebeugt wird. Denn oft wird dem Konzept der Resilienz vorgeworfen, nur ein weiteres Mittel für Arbeitgeber zu sein, noch mehr aus ihren Arbeitnehmern «herauszupressen». Gerade darum geht es nicht. Stärkung heisst auch immer, dass Menschen lernen, ein besseres Gespür für sich zu bekommen, ihre Grenzen zu erkennen und zu wissen, wann es zu viel ist. «Nein-Sagen» lernen und dafür sorgen, genug Erholung und Ausgleich ins Leben zu integrieren, sozusagen den «Akku» immer wieder aufzufüllen (z.B. durch Sport, Unternehmungen mit Freunden, Hobbys).

Andererseits muss auch ganz klar sein, dass die Verantwortung für den Erhalt der Gesundheit nicht nur bei dem Einzelnen liegt, sondern auch die Gesellschaft ihren Teil zur Stärkung der inneren Widerstandskraft beitragen muss. Nur wenn menschenwürdige Lebens- und Arbeitsbedingungen vorliegen, hat der Mensch überhaupt die Chance, sein volles Potenzial zu entfalten und Krisen gut zu bewältigen. ●

Wenn es bei *Dr. Isabella Helmreich* nicht rund läuft, erinnert sie sich an diese Lebensweisheit: «Wenn eine Tür sich schliesst, öffnet sich eine andere.» Die Psychologin und Psychotherapeutin ist wissenschaftliche Leiterin der Geschäftsstelle des Deutschen Resilienz-Zentrums (DRZ). Diese zentrale wissenschaftliche Einrichtung der Universität Mainz hat sich die Erforschung und Förderung der Resilienz zum Ziel gesetzt. Fachübergreifend und europaweit einmalig arbeiten Neurowissenschaftler, Mediziner, Psychologen und Sozialwissenschaftler zusammen, um Resilienzmechanismen zu verstehen, mit Präventionsstrategien stressbedingten Erkrankungen vorzubeugen und Lebensumfelder so zu verändern, dass Resilienz gestärkt wird.





Asta Gröting, *Parken*, 2001. Video, 4:43 min. Videostill: Asta Gröting.  
*Werk in der Ausstellung*

## Pas de Deux

Kaum etwas nervt unter Zeitdruck so sehr, wie das Suchen nach einem freien Parkplatz. Knapp 5 Minuten dauert die Videoarbeit *Parken* von Asta Gröting, bei der Autofahrer um einen Parkplatz kämpfen. Der Betrachter des Videos wird Zeuge, wie in einer schmalen Strasse einzelne Parkfelder frei werden und sich mehrere Autos – drängelnd und sich gegenseitig blockierend – um den Abstellplatz bemühen. Das Hin und Her gleicht einer tänzerischen Choreographie. Die Musik, mit welcher Asta Gröting das Video dramaturgisch unterlegt, trägt verstärkend zu dieser Wahrnehmung bei. Aus der Vogelperspektive beobachtet, wer-

den die Autos zu Sinnbildern menschlicher Charaktere. Abwägend, kompromisslos und stur drehen sich die Blechbüchsen im Kreis, bis schliesslich der geschickteste Fahrer mit den stärksten Nerven das Rennen macht. Der Betrachter erkennt, dass Erfolg und Scheitern eng miteinander verbunden sind und dass Scheitern, genauso wie Erfolg, ein Handeln voraussetzt. In dieser Situation führen viele kleine Fehlleistungen zum Scheitern, wobei man sich fragen darf, wer oder was denn hier eigentlich gescheitert ist? sk

**Asta Gröting** [\*1961, Herford] ist bildende Künstlerin, Filmemacherin und seit 2009 Professorin für Bildhauerei an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig. Mit ihrer Kunst sucht sie nach Bildern, mit denen sie verborgene Prozesse sichtbar macht. Asta Gröting lebt in Berlin.

# Es gibt da jemanden

Hochzeit, Alltag, Krise. Britta und Thomas finden wieder zueinander – nach Seitensprung, Tränen, Trennung. **Das ist die Geschichte über das Wagnis eines Neubeginns.**

Fiona Ehlers

Vielleicht lässt sich die Ehe tatsächlich als eine Art Motor beschreiben, als Maschine, die geschmiert werden muss, gepflegt und regelmässig gewartet. Dem Ehepaar Britta und Thomas Otten jedenfalls hilft dieses Bild. Sie sitzen am Esstisch ihres Reihenhauses, die Hände vor sich auf der hellen Holzplatte, die Blicke mal verschämt auf den Boden geheftet, mal treffen sie sich, und beide müssen lächeln. Die Ottens jedenfalls sprechen von «Inspektion» und davon, dass sie immer wieder Bilanz ziehen müssten, damit sie als Paar nicht «einrosten» oder «festfahren».

Die Ottens sind ein Paar wie viele. Beide sind 49 Jahre alt, sie die Forschere. Er ist stiller. Sie sind im 21. Jahr miteinander verheiratet, haben zwei Töchter im Teenageralter, zwei Jobs, viele Freunde. Genau genommen ist es ihre zweite Ehe, auch wenn es nie zu einer Scheidung kam.

Es ist ihr neuer Anlauf, nachdem sie sich für ein halbes Jahr getrennt hatten, mit seinem Auszug und Besuchsregelungen für die Kinder am Wochenende. In der Zeit merkten sie, dass sie ohne einander nicht sein wollten. Wieder neu anzufangen war nicht leicht, es ist auch heute noch harte Arbeit. Sie mussten Abschied nehmen von eingespielten Rollen, mussten lernen, miteinander zu verhandeln, jedes Problem verbal auszufechten, darin waren beide nicht geübt.

Ihre Geschichte macht Mut. Sie erzählt davon, dass es unter Umständen lohnt, nicht gleich nach etwas Neuem zu schielen – wenn das Alte noch fahrtüchtig ist und vielleicht sogar gut.

Die Ottens waren Nachbarskinder, sie kennen sich seit Jugendtagen vom Wasserballspielen. Seit dem Fest in ihrer Karnevals-Vereinskneipe, beide waren verkleidet als Vogelscheuche, waren sie keine Nacht voneinander getrennt gewesen. Er mochte, wie sie ihr Haar trug: «lang, schwarz, offen». Sie mochte seinen Humor: «ehrlich und gradlinig». Im Sessellift beim Skiurlaub machte er ihr einen Heiratsantrag. «Es passte, die Sonne schien», sagt er und verrät auch, dass er das Ganze damals generalstabsmässig geplant hatte.

«Die Krise kam plötzlich», sagt er. «Ach was», sagt sie, «so etwas bahnt sich über Jahre an.»

Es geschah im elften Ehejahr, Ende 2005, Thomas Ottens Vater war gestorben, der Sohn betäubte seine Trauer mit Arbeit. Und Britta Otten, damals Vollzeit-

mutter, sass im Reihenhaus und ärgerte sich: «Jetzt halt ich dem Kerl den Rücken frei und verkomme selbst zum Mauerblümchen.»

Bad Ischl, wieder ein Skiurlaub. Sie allerdings blieb bei der jüngsten Tochter in Köln, die ihren neunten Geburtstag mit Freunden feierte. Er fuhr allein, es war eine Flucht. Eine Pisten-Bekanntschaft aus Frankfurt, eine Single-Frau, nicht wesentlich jünger als Britta. Nach drei Monaten fiel ihm keine Ausrede mehr ein für seine Trips nach Frankfurt. Er überfiel seine Frau mit der Wahrheit: «Ich habe jemanden kennengelernt – und ich denke nicht daran, mich von ihr zu trennen.»

## Zwischen den Stühlen und ohne Orientierung

Aber auch Britta Otten wusste, was sie wollte: ihren Mann behalten, «ihn auf keinen Fall kampflos ziehen lassen». Sie reagierte wie viele Frauen. Sie wollte den Grund für seine neue Liebe wissen, sie verlangte, dass er formuliert, wie er sich sein neues Leben und das der Familie in Zukunft vorstellt. Ihm fehlten die Worte, ihm fehlte der Überblick. Er sagt heute: «Ich sass zwischen den Stühlen und sollte einen davon wählen. Das konnte ich nicht, das war Stress. Wenn Britta damals gesagt hätte, es ist vorbei, dann wäre es wohl vorbei gewesen.»

Die Idee, eine Paartherapie zu machen, war ihre. Aber er sollte anrufen, verlangte sie. «In 80 Prozent der Fälle sind es die Männer, die sich bei mir melden», sagt Therapeutin Martina Gummich, die damals Familie Otten betreute. Sie erlebte einen Mann, dem die Orientierung verloren gegangen war, und eine Frau, für die eine Welt zusammengebrochen war. Die Therapeutin sagt heute: «Damals dachte ich, das wird nichts mehr. Aber es ist wichtig, die Trennung zu begleiten.»

Auch wenn es absurd klingt: Die Trennung war der erste Schritt zur Rettung ihrer Beziehung. Sie sagten es den Kindern, er zog zu einem Freund zur Untermiete. Die Töchter schenkten der Mutter ein Sorgenpüppchen, damit sie Trost fand. Sie verlegte das eheliche Schlafzimmer ein Stockwerk tiefer und kaufte ein neues, schmales Bett. «Nur wer sich vom Alten löst», sagt Therapeutin Gummich, «ist offen für einen Neuanfang.» Zu Britta Otten sagte sie damals: «Ihr Mann ist verliebt. Ob Liebe daraus wird, bleibt abzuwarten.»

Ein paar Monate nach seinem Auszug sass Thomas Otten am Strand von Dubai mit der neuen Frau. Zum ersten Mal waren die beiden mehrere Tage miteinander allein. Zu Hause, das wusste Thomas Otten, sass Britta und dachte an den gemeinsamen Hochzeitstag. Er starrte in den unendlichen Sternenhimmel über dem Persischen Golf, und plötzlich, sagt er, «war da dieses Gefühl, diese Gewissheit: Ich sitze neben der falschen Frau».

Der Rückflug verlief schweigend. Das, was sich die neue Frau von ihm wünschte – eine Familie – hatte er schon. Erschwerend kam hinzu, dass er sterilisiert ist.

Thomas Otten war sich sicher, jederzeit zu seiner Frau zurückkehren zu können. Er täuschte sich. Britta Otten hatte sein Fremdgehen zugesetzt, klar, sie war die Betrogene. Aber sie hatte auch gelernt, loszulassen, ihr eigenes Leben zu leben und im Alltag mehr Acht zu geben auf sich selbst. Sie ging jetzt Laufen, tanzte, lernte Englisch und nahm sich fest vor, einen anderen Mann zu küssen, das war eine Empfehlung ihrer Therapeutin. Ihrem Ex war ihre Emanzipation nicht ganz geheuer. Sie hatte beim Joggen einen geschiedenen Mann kennengelernt, sagte dann kurz vor dem ersten Date ab, weil sie kalte Füsse bekam. Sie sagt: «Ich wollte, dass Thomas meinetwegen zurückkommt. Und nicht, weil er die Kinder so vermisst oder alles so schön bekannt ist und so bequem.»

Kurz vor Weihnachten dann wurde ihre behutsame Annäherung intensiver. Er blieb das erste Mal wieder über Nacht. «Es war sehr romantisch», fanden beide. Sie hatten viel aufzuarbeiten: Verletzungen, Enttäuschungen, Missverständnisse. Britta Ottens Vertrauen zu Thomas hatte gelitten, sie musste lernen, nicht gleich Verdacht zu schöpfen, bei den mittlerweile vielen Dienstreisen ihres Mannes nicht gleich im Hotel den Nachtportier anzurufen oder seine Taschen nach Zettelchen und Telefonnummern zu durchsuchen.

### Neu lernen, über Gefühle zu sprechen

Reden war das Wichtigste. «Über Sex mit der eigenen Ehefrau zu sprechen, ist nicht einfach», sagt Thomas Otten, «das musste ich erst üben.» «Über Gefühle auch», sagt Britta Otten. Bis heute nehmen sie Daten wie Geburtstage oder Jubiläen zum Anlass, mit Distanz auf ihre Beziehung zu schauen, sie setzen sich regelmässig zur Manöverkritik zusammen. Zwischendurch auch mal wieder bei ihrer ehemaligen Paartherapeutin Martina Gummich,

einer strahlenden Frau mit blondem Kurzhaarschnitt, gerade 50 geworden, mit Schnittblumen und roten Ledersesseln im Therapieraum. Zurzeit betreut sie 120 Paare, mit denen sie Auswege aus Beziehungskrisen sucht.

Was machen die Ottens anders als zuvor? «Wir haben gelernt, ein Paar zu sein. Nicht mehr Täter und Opfer oder Eltern, die die ersten Jahre mit kleinen Kindern total überfordert waren», sagt er und schaut verliebt in ihre Richtung. «Aber wir können auch Zeit ohne den anderen verbringen», sagt sie. «Wir reden jetzt offener und drücken uns kaum noch vor Auseinandersetzungen.»

Beim ersten Skiurlaub nach der Trennung machte Thomas Otten seiner Frau erneut einen Antrag. Sie standen zusammen auf dem Arlberg, die Sonne schien, es passte, und diesmal war rein gar nichts geplant.

Ihre Eheringe jedoch, aus Weissgold und schmal geschnitten, haben beide nicht wieder angelegt. ●

*Fiona Ehlers* ist Journalistin. Sie arbeitet seit dem Jahr 2000 als Redaktorin beim Magazin *Der Spiegel*. Ihre Reportagen wurden mehrfach ausgezeichnet. Den Text über die Liebesgeschichte von Britta und Thomas Otten drucken wir nach. Er erschien in einem Spezialheft zum Thema Scheitern (© Spiegel Wissen, Fiona Ehlers 1/2015).



Haubitz + Zoche, *Admena* (2003), *King Sinefro* (2003) und *Miramar* (2004), alle aus der Serie *Sinai Hotels*. C-Print, 70 x 84 cm.  
**Werk in der Ausstellung**

## Der zerplatzte Traum

Die Titel der Fotografien aus der Sinai-Serie versprechen orientalisches Ferienglück: *Tropicana Village*, *King Sinefro* oder *Coral Beach*. Die Fotografien zeigen jedoch Hotelbauten, die nie fertiggestellt wurden: Kahle, fensterlose Betonskelette ragen aus sandigen Berg- und Wüstenlandschaften in den blauen, wolkenlosen Himmel. Sabine Haubitz und Stefanie Zoche bereisten viermal die Meeresküste der ägyptischen Halbinsel Sinai und fotografierten – zwischen anderen, florierenden Feriendidyllen – Hotelanlagen im Baustopp.

Luxushotels weisen häufig lokale und kulturelle Merkmale der

Region auf, um den Gästen innerhalb der Anlagen eine Identifikation mit dem Ferienort zu ermöglichen. Nur gibt es im Sinai keine lokalen Bauformen, die zitiert werden könnten. Die indigenen Völker des Sinai sind Nomaden, die nicht in befestigten Siedlungen wohnen. So werden östliche, antike und modernistische Baustile herangezogen, um diese Leerstellen zu füllen. Durch die wahllose Stilmischung sind die abgebildeten Ruinen mit beliebigen Tourismusdestinationen weltweit austauschbar. Die Serie *Sinai Hotels* von Haubitz + Zoche führt die Absurdität solcher Hotelkomplexe schonungslos vor Augen.

Mit der Serie *Sinai Hotels* gewannen **Sabine Haubitz** (1959, Nördlingen – 2014, Piz Kesch) und **Stefanie Zoche** (\*1965, München) 2006 den Deutschen Fotobuchpreis. Das Künstlerduo interessierte sich in den meist seriell angelegten Fotoarbeiten für Stadtraum, Architektur und deren Beziehungen zum Menschen. Aktuell arbeitet Stefanie Zoche mit Videoarbeiten und Installationen und macht auf die knapp werdende Ressource Sand aufmerksam.



Die Bauruinen stehen für zahlreiche Gründe des Scheiterns: Fehlinvestitionen, Schwarzbau, Rückgang des Tourismus aus Furcht vor Terroranschlägen oder Veruntreuung staatlicher Subventionen. Die Fotografien geben keine Antworten, warum die Projekte stillstehen. Vielleicht werden die Anlagen in Zukunft noch fertiggestellt. So zeigt das Künstlerduo nicht nur Orte der Melancholie, sondern auch Orte der Hoffnung und Träume – ganz wie die Titel sie suggerieren. *sk*

Rückblick auf  
die Vernissage

# WER BIN ICH?



Jon Bollmann, Pia Marti, Monica Vögele



Lewis Davidson



Johnson und Mette Eliezer-Jensen



Ursula Fischer



Christine Bächlin und Al Meier



Bettina Borsani und Thomas Pfiffner



Doris und Johanne Müller



Manon



Margrith Rupp, Nina Bisig



Melissa Lavda, Gonzalo Manteigas, Nina Villiger



Norbert Lehmann und Erich Wessner



Mary Corey March



Susan und Jonas Balmer



Ulrike und Theo Wehner



Anton Egloff



Julia Billefer und Liliane Brosi



Felix Spinner



Ursula und Jörg Föllmi



Bruno Wieland



Raffaella Feusi Singh und Heidi Grob



Christiane und Ulf Motz

Fotos: Marcel Rickli



Paolo Ialopo Delogu, Katarzyna Lewandowska,  
Lucas Vandroux



Margaretha Feldmann



Irmgard Quast, Lilli Leuzinger, Nils Leuzinger

## Ein Knacks im Leben

Wir scheitern...  
und wie weiter?

**SONNTAG**  
**20.11.2016**  
**Eröffnung**  
**der Ausstellung**

**KINO-SONNTAG**  
**18.12.2016, 13:00**

### Oh Boy



Regie: Jan Ole Gerster, D, 2012,  
Tragikomödie, 83 Minuten, FSK 12

Tage, an denen alles schiefgeht, was schiefgehen kann... Niko (Tom Schilling) hat sein Jurastudium abgebrochen und lebt in den Tag hinein, bis...! Witzige Pointen und brillante Schauspieler in einer melancholischen Komödie in eindringlicher Schwarz-Weiss-Ästhetik.

**KINO-SONNTAG**  
**15.1.2017, 13:00**

### Nordwand



Regie: Philipp Stölzl, CH/D/A, 2008,  
Bergsteigerdrama, 126 Minuten, FSK 12

1936: Die Bergsteiger Toni Kurz (Benno Führmann) und Andi Hinterstösser (Florian Lukas) träumen von der Erstbesteigung der Eiger-nordwand. Doch auch eine österreichische Zweierseilschaft befindet sich in der Wand und ein packender Wettstreit entbrennt. Von einem Wetterumschwung überrascht, nimmt die Tragödie ihren Lauf.

**JUBILÄUMS-SONNTAG**  
**27.11.2016, ab 11:15**

## Eine einzigartige Idee bleibt aktuell Wir feiern 40 Jahre Vögele Kultur Zentrum

### Programm

- 11:15–12:15 Podiumsgespräch: Agnes Vögele und Wegbegleiter erzählen**
- 12:30–13:00 Hinter den Kulissen: Der Weg eines Kunstwerkes. Von der Kiste bis an die Wand**
- 13:15–13:45 Persönliche Highlights aus der Sammlung. Vorgestellt von Stiftungsrat und Mitarbeitern**
- 14:00–14:45 Rundgang: Die Fotografin Mara Truog spricht über ihre Werke**
- 15:00–15:30 Künstlergespräch mit Anton Bruhin**
- 15:30–16:00 Führung durch die Ausstellung *Ein Knacks im Leben. Wir scheitern... und wie weiter?***
- 16:15–16:45 Hinter den Kulissen: Dem Restaurator über die Schulter geschaut**

Am Jubiläumssonntag gilt der Eintrittspreis wie vor 40 Jahren: CHF 2.20

**MITTWOCH**  
**25.1.2017, 18:30–20:00**

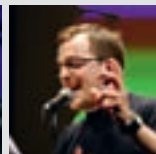
## Poetry-Slam – live on stage

Poetry-Slam. Der Dichterstreit, bei dem das Publikum den Sieger kürt. Vier der bekanntesten Poeten der Schweizer Szene, unter ihnen Renato Kaiser, der Schweizermeister von 2012, und Kilian Ziegler, der Sieger unzähliger Poetry-Slams im In- und Ausland, wagen sich nun auch in die Ausstellung *Ein Knacks im Leben. Wir scheitern... und wie weiter?* Alle haben sich ein Kunstwerk ausgesucht und dazu einen Text verfasst, mit dem sie das Publikum begeistern wollen. Begleitet von Slam-Moderator Phibi Reichling und der Kuratorin der Ausstellung, die die ausgewählten Werke aus künstlerischer Sicht kommentiert.

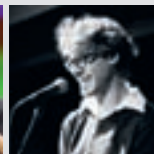
**Eintritt: CHF 15.00, Einlass: ab 17:30**  
**Tickets: ab 20.11.2016 in der Ausstellung erhältlich**



**Renato Kaiser**  
Foto: EkiPix



**Kilian Ziegler**  
Foto: EkiPix



**Phibi Reichling**  
Foto: Lesley Brügger

## Führungen [voegelekultur.ch/fuehrungen](http://voegelekultur.ch/fuehrungen)

### Kultur am Sonntag

11:15–12:15

Unsere Kunstvermittlerinnen führen Sie in einem spannenden Rundgang durch die Ausstellung. Nehmen Sie teil und erfahren Sie mehr über die Hintergründe.

### Privatführungen

Gerne gehen wir auf individuelle Wünsche, wie Termine, Anlässe und Sprachen, ein: 055 416 11 16 oder [vermittlung@voegelekultur.ch](mailto:vermittlung@voegelekultur.ch)

### Für Unternehmen und Führungskräfte

Kultur- und Bildungserlebnis für Führungskräfte, Projektteams oder Mitarbeitende mit einem Vortrag des Kurators Prof. em. Dr. phil. Theo Wehner und einer massgeschneiderten Führung durch die Ausstellung. Nach Wunsch mit Nachbearbeitung und Apéro.

Kontakt: 055 416 11 22 oder [vermittlung@voegelekultur.ch](mailto:vermittlung@voegelekultur.ch)

### Kuratorenführungen am Sonntag

4.12.2016, 11:15–12:15  
12.3.2017, 11:15–12:15

Die Ausstellungs-Kuratoren zeigen in einer fundierten Führung die Höhepunkte der Ausstellung. Sie vermitteln Hintergrundwissen und bereichern den Rundgang mit eigenen Erlebnissen.



**MITTWOCH**  
**15.2.2017, 14:00–16:30**

### Workshop für Kinder und Jugendliche (ab 8 Jahren)

Etwas vermessen, Fehler begehen oder sich irren? Anstatt Dich zu ärgern, ist es einen Versuch wert, negative Gefühle in positive zu verwandeln. Komm mit Regula Straumann auf einen erlebnisreichen Rundgang durch die Ausstellung! Du siehst, was Kunstschafter für Arbeiten zum Thema Scheitern gemacht haben und einiges mehr. Am Schluss ist Fantasie gefragt: **Du gestaltest Dein eigenes Kunstwerk.**

**Anmeldung bis 8.2.2017: [info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch)**  
**Platzzahl beschränkt. Kosten: CHF 10.00**

**SAMSTAG**  
**18.2.2017, 10:00–12:30**

### Workshop für Erwachsene

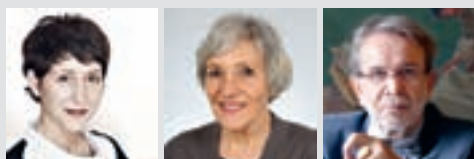
Lassen Sie sich auf einem Rundgang durch die Ausstellung anregen. Im gemeinsamen Gespräch mit Regula Straumann vor ausgewählten Kunstwerken kommen wir dem Thema Scheitern auf die Spur. Frei nach dem Motto «Wirklich scheitern kann nur, wer gar nichts erst versucht» **werden wir selbst gestalterisch tätig.**

**Anmeldung bis 10.2.2017: [info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch)**  
**Platzzahl beschränkt. Kosten: CHF 15.00**

**DONNERSTAG**  
**16.2.2017, 19:00**

### Expertengespräch: Wir scheitern... und wie weiter?

Jedem misslingt einmal etwas. Manche Fehler sind nicht der Rede wert, andere sind schwerwiegender. Ob wir durch die Führerscheinprüfung fallen, in der Beziehung scheitern oder ein Projekt in den Sand setzen: Wichtig ist, nicht aufzugeben, aus Fehlern zu lernen, wieder aufzustehen und weiterzumachen. Warum gelingt das manchen Menschen besser? Kann man Widerstandsfähigkeit lernen, die eigene Resilienz stärken?



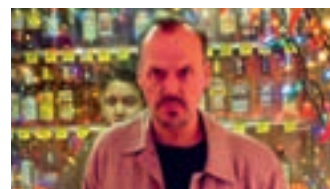
Die Kulturmoderatorin **Monika Schärer** spricht mit der Psychotherapeutin **Brigitte Boothe** und dem Arbeitspsychologen **Theo Wehner** über Tiefschläge und Niederlagen **und wie wir aus Krisen gestärkt hervorgehen.**

**KINO-SONNTAG**  
**26.2.2017, 13:00**

### Birdman oder (Die unverhoffte Macht der Ahnungslosigkeit)

Regie: Alejandro González Iñárritu, USA, 2014, Tragikomödie, 119 Minuten, FSK 12

Der einst als Birdman umjubelte Filmstar Riggan Thomson (Michael Keaton) steckt in einer existenziellen Krise. 20 Jahre sind seit seinem Erfolg als Superheld vergangen, Ruhm und Reichtum verblasst. Um sich und der Welt zu beweisen, dass seine Karriere noch nicht am Ende ist, riskiert er alles. Ein Meisterwerk mit Starbesetzung!



**KINO-SONNTAG**  
**12.3.2017, 13:00**

### Inside Llewyn Davis

Regie: Ethan & Joel Coen, USA, 2013, Musikdrama, 105 Minuten, FSK 12

Der erfolglose Sänger Llewyn Davis (Oscar Isaac) lebt für seine Folkmusik. Mit kleinen Gigs hält er sich über Wasser in der Hoffnung, endlich eine erfolgreiche Platte aufnehmen zu können. Doch er verpasst auch diese Chance. Brillante Charakterstudie mit humorvollen Anekdoten.



**SONNTAG**  
**19.3.2017, 11:15**

### Künstlertgespräch mit Pascal Häusermann

Ist das Scheitern der Kunst immanent? Gehört es zum künstlerischen Prozess dazu? Zunehmend setzt sich die Erkenntnis durch, dass **Fehlritte und Irrtümer in der Kunst unabdingbar sind**, um Neues zu erschaffen. Der Schweizer Künstler Pascal Häusermann ist gleich mit zwei Werken in der aktuellen Ausstellung vertreten. Mit der Kuratorin Simone Kobler unterhält er sich über seine Erfahrungen und Erkenntnisse zum Thema Scheitern.



Foto:  
Appenzeller Magazin/  
Carmen Wueest



**DONNERSTAG**  
**19.1.2017, 12:15–13:00**  
**9.2.2017, 12:15–13:00**

### Amuse-Bouche Die etwas andere Mittagspause

In einer kurzen Führung zeigen wir Ihnen ausgewählte Kunstwerke der Ausstellung und laden Sie danach zu einem leichten Lunch ein.

**Alle öffentlichen Führungen, das Experten-, das Künstlertgespräch, die Filmvorführungen am Kino-Sonntag und «Amuse-Bouche» sind im regulären Eintrittspreis inbegriffen. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.**

### Führung in Gebärdensprache am Sonntag

**29.1.2017, 11:15–12:15**

Eine Dolmetscherin übersetzt die Erläuterungen der Kulturvermittlerin simultan in Gebärdensprache.



### Führungen für Schulen

Zur Ergänzung des Unterrichts oder als Exkursionsziel bieten wir Schulklassen freien Eintritt in die Ausstellung und kostenlos dialogische Führungen an.

Detaillierte Informationen: [vermittlung@voegelekultur.ch](mailto:vermittlung@voegelekultur.ch)

Einführung für Lehrpersonen: Dienstag, 22.11.2016, 18:00

Anmeldung bis 18.11.2016 an: [friederike.mueller@voegelekultur.ch](mailto:friederike.mueller@voegelekultur.ch) oder 055 416 11 16

Die Unterlagen für Lehrer stehen ab 23.11.2016 zum Downloaden bereit:

[voegelekultur.ch/kulturvermittlung](http://voegelekultur.ch/kulturvermittlung)

## Info

### DAS BULLETIN PER POST

Im Abonnement zwei- bis dreimal jährlich (CHF 14.00/Jahr):  
[voegelekultur.ch/abo-bulletin](http://voegelekultur.ch/abo-bulletin)

### NEWS PER MAIL

Der Newsletter informiert über alle Veranstaltungen. Regelmässige Infos:  
[voegelekultur.ch/newsletter](http://voegelekultur.ch/newsletter)



### KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum  
Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ  
055 416 11 11, [info@voegelekultur.ch](mailto:info@voegelekultur.ch)  
 [www.voegekultur.ch](http://www.voegekultur.ch)

### ANFAHRT (AUTO)

A3, Zürich–Chur  
Ausfahrt: Pfäffikon/Seedamm-Center  
Parkplätze beim Vögele Kultur Zentrum oder auf dem Seedamm-Center-Areal

### ÖFFNUNGSZEITEN

Mittwoch–Sonntag  
11:00–17:00

Donnerstag  
11:00–20:00

Montag & Dienstag  
geschlossen

*Offen an den Feiertagen:*  
Mariä Empfängnis (8. Dezember)  
Heiligabend (24. Dezember), bis 16:00  
Silvester (31. Dezember), bis 16:00  
Neujahr (1. Januar)  
Dreikönigstag (6. Januar)  
Josefstag (19. März)

### ANFAHRT (ÖV)

*Mittwoch–Samstag:*  
Vom Bahnhof Pfäffikon SZ mit Bus bis «Seedamm-Center» (Linie 195)

*Sonntag:*  
Vom Bahnhof Pfäffikon SZ bis «Schweizerhof» mit Bus (Linie 524)

Spaziergang vom Bahnhof Pfäffikon SZ bis zum Vögele Kultur Zentrum: 20 Minuten

### SPONSOR



**Schwyzer  
Kantonalbank**

Partner der Stiftung  
Charles und Agnes Vögele

### GUT ZU WISSEN

Die Cafébar bietet Getränke, Snacks und Lesestoff. Der Shop führt Bücher zu den Ausstellungen und allerlei Kleinigkeiten.

Kinder (2–7 Jahre) sind während des Ausstellungsbesuches der Erwachsenen auch im betreuten Kinderparadies vom Seedamm-Center (5 Minuten zu Fuss) willkommen.

Das Vögele Kultur Zentrum ist rollstuhlgängig.

### IMPRESSUM

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): *Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ*; Redaktion: *Vögele Kultur Zentrum, Stephanie Ringel Editorial Services*; Autoren: *Jonas Balmer, Brigitte Boothe, Alain de Botton, Fiona Ehlers, Dorothee Guggenheimer, Ludwig Hasler, Isabella Helmreich, Franz-Xaver Hiestand, Natascha Knecht, Simone Kobler, Yvonne-Denise Köchli, Sebastian Kunert, Claudia Langenegger, Stephanie Ringel, Monica Vögele, Ulrike Wehner, Theo Wehner*; Gestaltung: *Michael Schaepe*; Druckvorstufe: *Lutz Repro AG*; Druck, klimaneutral: *Theiler Druck AG, Nr. 53143-1609-1005*; Copyright Texte: *Autoren und Herausgeberin*; Copyright Bilder: *S. 4 (Anna Jermolaewa), S. 13 (Heike Bollig), S. 41 (Asta Gröting), S. 44/45 (Haubitz + Zoche)*; © 2016, *ProLitteris, Zurich, Mara Truog*; erscheint: *November 2016*; Auflage: *12000 Ex.*

«Ist man in kleinen Dingen nicht  
geduldig, bringt man die grossen  
Vorhaben zum Scheitern.»

**Konfuzius (551– 479 v.Chr.).** Der chinesische Philosoph  
sah den idealen Menschen als «edel» an, als moralisch einwandfrei,  
und im Einklang mit der Welt. Seine Lehre ist bis heute eine  
philosophisch-politische Strömung in China.



## Ausblick

Die Ausstellung  
über  
**Zeit**

Wir alle hätten gerne mehr Zeit und scheinen immer weniger davon zu haben. Doch mangelt es uns tatsächlich an Zeit oder hält uns nur unser Umgang mit ihr in Atem?

Die Kuratoren der Ausstellung suchen nach einem anderen Verständnis von Minuten, Stunden und Tagen. Dafür verwandeln sie das Vögele Kultur Zentrum in ein Zeitlabor und experimentieren zu Aspekten wie «Warten», «Flow» oder «Eigenzeit».

**Mai – September  
2017**

# VÖGELEKULTURZENTRUM

[www.voegelekultur.ch](http://www.voegelekultur.ch)

Pfäffikon SZ